

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

ZEICHEN DER ZEIT
Selbstverwirklichung

Francisco Javier Errázuriz
Die Orden in einer geschwisterlichen Kirche

Paul Zingg
Der heilige Vinzenz Pallotti

Rainer Birkenmaier
Ein marianischer Heilungsweg

Josef Maria Klein
Josef Engling

Barbara Albrecht
Symbole

BUCHBESPRECHUNGEN

ZEICHEN DER ZEIT	
Selbstverwirklichung	145
Francisco Javier Errázuriz	
Die Orden in einer geschwisterlichen Kirche	148
Paul Zingg	
Der heilige Vinzenz Pallotti	
Visionär einer erneuerten Kirche	159
SCHÖNSTATT SPIRITUELL	
Ein marianischer Heilungsweg	
Immaculata heute (R. Birkenmaier)	166
SCHÖNSTATT INTERNATIONAL	
Josef Engling – Mitgründer Schönstatts	
Eine geistliche Wirkungsgeschichte (J.M. Klein)	170
KLEINER LITERATURBERICHT	
Symbole (B. Albrecht)	176
BUCHBESPRECHUNGEN	189

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISBN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e.V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 1162, D-56171 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift
der Redaktion: Patris-Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 1162, D-56171 Vallendar

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rügenacher Straße 88
56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 26,40 zzgl. DM 3,80 Porto. Ausland DM 26,60 zzgl. DM 5,00 Porto. Preis des Einzelheftes DM 7,20 zzgl. Porto.

ZEICHEN DER ZEIT

SELBSTVERWIRKLICHUNG. Immer wieder steigen aus dem Tiefen- grund einer Zeit Ausdrücke und Formulierungen auf, die das Lebensgefühl einer Gruppe oder einer Gesellschaft widerspiegeln und so deutlich werden lassen, welche Wertkomplexe für sie wichtig sind. Seit rund 20 Jahren gehört für unseren nordatlantischen Raum zu diesen zeittypischen Ausdrücken das *Stichwort* „Selbstverwirklichung“. Wer genauer hinsieht, nimmt das Schillernde, Mehrdeutige und Zwielfichtige wahr, das darin steckt und ganz unterschiedliche Gehalte abdeckt. Pater Kentenich hat uns gelehrt, solche Zeitströmungen und ihre sprachliche Fassung abzuhorchen auf das hin, was darin echt ist und was Einseitigkeiten oder Irrwege anzeigt, die aufgedeckt und abgewehrt werden wollen. Aus dem bunt gemischten und schillernden „Zeitgeist“ muß der gottgewollte „Geist der Zeit“ herausgelesen und tatkräftig beantwortet werden. Dieser „Geist der Zeit“ ist die Stimme Gottes in der Zeit und aus der Zeit. Wer diese Grundeinstellung gegenüber den wechselnden Zeitströmungen erfaßt und den Prozeß der „*Unterscheidung der Geister*“ durchschaut, wird spüren, wie anspruchsvoll eine solche Haltung ist: sie setzt ein klares Fundament voraus, von dem aus diese Unterscheidung und Klärung erfolgen kann, darüber hinaus aber eine Flexibilität, sich von einer langsam gewachsenen und angeeigneten Grundhaltung her immer neu den Werten und Zielen einer Zeitepoche zu öffnen.

1. Wenn man in diesem Sinn den Ausdruck „Selbstverwirklichung“ in die Hand nimmt, um ihn diesem Prozeß des Scheidens und Unterscheidens zu unterziehen, wird als erstes *der gesellschaftliche und psychologische Kontext* ansichtig, in dem er entstanden ist und aus dem er verstanden werden muß. Soziologie und Psychologie haben seit langem einen *Individualisierungsschub* in unserer Gesellschaft konstatiert, der *mit einer weitgehenden Auflösung gesellschaftlicher Orientierungs- und Verhaltensmuster* einhergeht.

Auf diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund – den man unschwer als Ergebnis der Entwicklung in der Neuzeit erkennen kann – hat die Ausrichtung auf Selbsterkenntnis und Selbstentfaltung einen tiefen Sinn. Durch den Wegfall gesellschaftlich akzeptierter Wertmaßstäbe und Verhaltensmuster ist das Individuum stärker als je zuvor auf sich selbst zurückgeworfen und muß sich in einer immer unübersichtlicher gewordenen Umwelt behaupten. Dabei kann man bei sich und in seinem Erfahrungsraum beobachten, daß dieser Prozeß der Selbstfindung und Selbstbehauptung oft genug nicht gelingt – entweder weil es nicht zur Ausreifung des eigenen Ich kommt oder weil der Anpassungsdruck des gesellschaftlichen Milieus zu groß ist.

In diesem Sinn hat Pater Kentenich seit Jahrzehnten aus diesem Megatrend der „Selbstverwirklichung“ als Geist der Zeit die Stimme Gottes vernommen, daß der oberste Imperativ für alle Erziehung heute heißt: „Werde, der Du bist!“ *Ich-Findung* ist eine epochale Herausforderung. Deshalb hat er *Lehre und Praxis des Persönlichen Ideals* in den Mittelpunkt seiner Pädagogik und Spiritualität gestellt. Der Zyklus der Ich-Findung verläuft dabei von der Ich-verwirrung zur Ich-entdeckung und über die Ich-eroberung zum ruhigen Ich-besitz. Das ist der Reifungsweg zur Mensch-werdung.

Dabei ist normalerweise die *Ich-verwirrung* das charakteristische Stadium der Pubertät. Ihr Sinn liegt darin, daß sie das *Drängen zur Ich-entdeckung* stark werden läßt. Wie stark die Sehnsucht nach Selbsterkenntnis in unserer heutigen Situation ist, kann jeder konstatieren, der auf das schier unübersehbare Angebot an psychologischer Selbsthilfe, an workshops und Kursen blickt, die auf die unterschiedlichste Art und Weise Selbsterkenntnis versprechen. Hatte Pater Kentenich im Sinne einer für alle praktikablen Methode die alte Typologie der vier Temperamente und der beiden Hauptleidenschaften vorgeschlagen, haben sich heute auch andere Methoden durchgesetzt, so zum Beispiel das Enneagramm. Hinter der Methodenvielfalt muß man aber das angestrebte Ziel festhalten: die Entdeckung des mir angeborenen und aufgetragenen Ich-Kerns, der von innen heraus zur *Ich-eroberung* drängt. Der Mensch ist ein *Werdewesen*, einer, der nicht einfach schon immer er selbst ist, sondern der sich erst zu seinem wahren Ich und Selbst entfalten muß. Ich-eroberung ist ein immer weitergehender Prozeß, der als letztes Ziel auf reifen, ruhigen *Ich-besitz* ausgerichtet ist. Dieses Ich ist auch der Bündnispartner Gottes, das von Gott so gewollte und geliebte Kind, das sich vertrauensvoll von ihm führen läßt. So gehen Psychologie und gnadenhaftes Wachstum eine Symbiose ein.

„Der mündige Christ“ als Wunschbild der nachkonziliaren Kirche schließt dieses Mündigwerden jeder einzelnen Person ein. Wer aus dieser Perspektive viele Programme und Bestrebungen betrachtet und beurteilt, wird erschrecken vor der Größe der Aufgabe. Mit Beschlüssen von Gremien ist es da nicht getan – es ist ein großer und anspruchsvoller Erziehungsprozeß, der uns aufgetragen ist.

So enthüllt sich das Streben nach Selbstverwirklichung in seinem Kern durchaus als gottgewollt. Nur wenn dieser Sehnsuchtsruf unserer Zeit als *vox Dei* verstanden und aufgegriffen wird, können Kirche und Gesellschaft erneuert werden.

2. Aber, werden manche einwenden, da gibt es so viel Einseitiges, Verkehrtes, für uns als Christen Unakzeptables ... Das ist wahr. Nur: wer die Mühe der „Unterscheidung der Geister“ nicht auf sich nimmt, kann wohl eine Aufgabe zur Anklage von Fehlformen haben, eine Sendung zur Lösung der

heißesten Zeitprobleme wird er nicht haben können. Pater Kentenich hat sich als Wegbereiter der Zukunft verstanden.

Wenn man die Tendenz zur Selbstverwirklichung weiter betrachtet, so wie sie sich tatsächlich präsentiert, wird man sehr schnell einen *Zug zum Egoismus* entdecken. Mit der elementar aufbrechenden Emanzipationsbewegung war ein Abwerfen aller sozialer Normen und Verpflichtungen verbunden, die fast ausschließlich als Behinderung der Ich-entfaltung und als Zwang verstanden wurden. Langsam dämmert die Erkenntnis, daß in einem einseitig praktizierten Ego-Trip gerade das Ziel reifer Ich-Findung verfehlt wird. Ich-Findung ohne Du-Findung und ohne Bindung an das Du kann nicht gelingen, unsere menschliche Natur ist nun einmal so veranlagt. Das Ich wird Ich am Du, hat Martin Buber formuliert. H. E. Richter hat schon vor Jahren vom „Lernziel Solidarität“ gesprochen, es ist nach wie vor aktuell.

Das gleiche gilt von der Wir-Findung. Freiwillig übernommene Mitverantwortung im sozialen Bereich, praktizierte Solidarität mit notleidenden Mitmenschen ist selten geworden. Oft genug steht das egoistische Suchen nach dem eigenen Glück und dem eigenen Genuß im Vordergrund. Wie problematisch ist doch in Deutschland das Bemühen um einen Solidarpakt oder um den gesellschaftlichen Ausgleich im Gesundheitswesen. Offenbar muß auf schmerzliche Weise die Einsicht neu gewonnen werden, daß der Mensch von seiner innersten Veranlagung her zum *vollen Ich-besitz* nur kommen kann, wenn er *im Bindungsorganismus mit dem Du und dem Wir* lebt. Selbstverwirklichung – ja, aber nur im gleichrangigen Zusammenspiel mit gelebter Solidarität.

3. Das führt zu einem letzten Aspekt. Oft genug meint Selbstverwirklichung, so wie sie faktisch aufgefaßt und gelebt wird, *absolute Autonomie* auch und gerade *Gott gegenüber*. Das ist die Verneinung der christlichen Auffassung des Menschen und der christlichen Grundhaltung der Nachfolge Jesu. Für Jesus ist das Umkehren von einer Ich-zentrierten Lebenshaltung zur Befolgung des Vaterwillens die Bedingung für das Eintreten in das Reich Gottes. Es fehlt unserer Zeit weithin an der kreatürlichen Demut, die sich vor dem Schöpfer und Herrn unseres Lebens beugt – und gerade darin die eigene Freiheit und Selbstverwirklichung findet.

Für Pater Kentenich war *das Ideal des reifen Menschen und Christen das gelebte Kindsein vor Gott*. So hat er das Pauluswort von der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes“ verstanden und in seiner Pädagogik und Spiritualität für uns Menschen von heute zu verwirklichen gesucht.

GMB

Francisco Javier Errázuriz

Die Orden in einer geschwisterlichen Kirche*

Meines Erachtens haben wenige Dinge einen solchen Einfluß auf das Ordensleben gehabt wie *das neue Bewußtsein von „Geschwisterlichkeit“*, das in der Kirche seit dem II. Vatikanischen Konzil gewachsen ist. Ich kann nicht sagen, daß dieses Bewußtsein bereits alle Glieder des Gottesvolkes kennzeichnet und möchte auch nicht behaupten, daß es wirklich das Fühlen, Denken und Handeln all derer prägt, die von seiner Wichtigkeit überzeugt sind. Aber so viele Glieder unserer Kirche in so vielen Ländern und kirchlichen Gemeinschaften haben ein neues Bewußtsein von „Brüderlichkeit“ entwickelt – vorerst mehr noch als von „Geschwisterlichkeit“ –, daß man tatsächlich von einem Merkmal sprechen kann, das die Kirche unserer Tage auszeichnet.

Den Aufbruch einer tieferen Geschwisterlichkeit in der heutigen Kirche können wir täglich mehr oder weniger intensiv beobachten, je nach dem Land, in dem wir leben oder der Gemeinschaft, zu der wir gehören. Dieses neue Bewußtsein der Geschwisterlichkeit findet sich in den Beziehungen zwischen Ordensleuten und Laien, es drückt sich innerhalb der Gemeinschaften in den Beziehungen zwischen Priestern und Laienbrüdern aus, es spiegelt sich in der Forderung des Konzils, die verschiedenen Klassen von Ordensschwwestern in den Frauengemeinschaften abzuschaffen. Auch die Beziehungen zwischen den Ordensleuten und den Bischöfen haben sich verändert: vielerorts sind die Beziehungen brüderlicher, geschwisterlicher geworden. Dasselbe kann auch von den Beziehungen unter den Instituten und der Zusammenarbeit vor allem auf dem Gebiet der Ausbildung gesagt werden (es wurde sogar ein neues Wort geprägt, das diese Wirklichkeit ausdrückt: „Interkongregationalität“). Auch die Beziehungen unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft und zwischen den Mitgliedern und Obern haben eine neue Qualität bekommen. Noch zwei wichtige Gebiete sind zu nennen, auf denen in wachsendem Maß Geschwisterlichkeit deutlich wird. Ich denke zum einen an die Stellung, die die Ordensfrau und die Frau allgemein in der Kirche einnimmt, und zum andern an die Haltung der Geschwisterlichkeit in der Zuwendung an die Ärmsten der Armen.

* Vortrag vor den höheren Ordensobern Deutschlands am 20. Juni 1993 in Würzburg (leicht gekürzt)

I. ORDEN UND BERUFUNG DER LAIEN

Die konziliare Botschaft, daß durch die Taufe jeder Christ zur Heiligkeit und zum Apostolat berufen ist, hat das Volk Gottes mit Freude erfüllt und zu einer großen *Wertschätzung des Seins und der Sendung der Laien*, vor allem der Familien, geführt. Diese erhielten gleichsam einen neuen „Status“ in der Kirche, eine Zentralstellung, die ihnen bislang nicht zugekommen war. Sie sind sozusagen die große Hoffnung der nachkonziliaren Kirche. Es gibt eine beträchtliche Anzahl von Christen, die von dieser Wahrheit wie verzaubert sind und andere Realitäten in der Kirche nicht mehr deutlich wahrnehmen und in angemessener Weise schätzen.

Natürlich hat das alles auch eine tiefe Wirkung auf die Ordensleute. Sie sind beeindruckt vom Zeugnis der Laien, die ernsthaft nach Heiligkeit streben und die ihr Leben und ihre Arbeit als Teil des Auftrags der Kirche zur Evangelisierung begreifen. Die Ordensleute stehen diesem Phänomen keineswegs mit Überheblichkeit oder Geringschätzung für die Berufung der Laien gegenüber, vielmehr mit Ehrfurcht, Dienstbereitschaft und dem Willen zur geschwisterlichen Zusammenarbeit, in dem Bewußtsein, daß es sich um unterschiedliche, einander ergänzende Berufungen zum Wohl der Kirche handelt. Die neue Situation lädt alle Ordensleute ein, mit großer Einfachheit und Transparenz ihr spezifisches Zeugnis als gottgeweihte Menschen zu geben und so Jesus in seiner bedingungslosen Hingabe nachzufolgen, der nicht entsprechend seiner Würde als Gottes Sohn behandelt werden wollte, sondern der sich selbst entäußerte und wie ein Sklave wurde (vgl. Phil 2,6 ff.).

Dieses Zeichen der Zeit rief zumindest am Anfang bei manchen eine *gewisse Verunsicherung bezüglich der eigenen Identität als Ordensmann bzw. -frau* hervor. Das Ordensleben hatte sozusagen sein „Monopol“ für die Heiligkeit und das Apostolat verloren. Heute weiß ein junges Mädchen ganz genau, daß es, um heilig zu werden und der apostolischen Berufung seines christlichen Lebens zu entsprechen, nicht in ein Kloster gehen oder sich einer modernen Form des gottgeweihten Lebens anschließen muß. Diese Tatsache ist ein ständiger Anstoß für das Ordensleben, nach den tiefsten Merkmalen und Wurzeln seiner Identität zu suchen.

Aber diese Suche und das lebensmäßige Festhalten an den ureigensten Elementen in einer Kirche, die die Sendung und die Berufung der Laien so hochschätzt, mußten notwendigerweise ein Schwimmen gegen den Strom sein. Es war nicht leicht, die Berufung der Laien und ihre Möglichkeiten zu schätzen, ohne gleichzeitig der Versuchung zu erliegen, sich ihnen im Denken und Fühlen, in ihren persönlichen und gesellschaftlichen Umgangsformen bis hinein in die Kleidung anzupassen und nach Übernahme der gleichen weltgestaltenden und -verändernden Aufgaben zu streben. Dabei geht

es um manchmal unterschwellige und subtile, manchmal auch offensichtliche Dinge. Das Volk Gottes nimmt dieses Spezifische jedoch sehr genau wahr, besonders da, wo es sich um Ordensfrauen und -männer handelt, das heißt um die, die berufen sind, öffentlich Zeugnis von ihrer Weihe an Gott abzulegen. Auch in bezug auf Berufungen kann man feststellen, daß ihre Zahl in Provinzen und Gemeinschaften geringer ist, in denen für die Jugendlichen nicht klar erkennbar ist, wie sich das Leben in dieser Ordensgemeinschaft eigentlich vom Leben eines guten Christen unterscheidet. Dasselbe gilt auch für die Priester. Wenn ihr Leben und ihre Tätigkeit sich kaum von dem eines Politikers, Psychologen oder Gewerkschafters unterscheidet, wecken sie schwerlich neue Berufe.

Aber kehren wir zu der Wurzel dieses Phänomens zurück: der Botschaft, daß alle Getauften zur Heiligkeit und zur Evangelisierung der Welt berufen sind. Sie war wirklich eine frohe und frohmachende Botschaft für das Volk Gottes. Sie hat die Aufmerksamkeit der Kirche auf *die erste, grundlegende Weihe eines jeden Christen* gelenkt: auf *die Taufe*. Dadurch wurde die grundsätzliche Gleichheit – und damit die Geschwisterlichkeit – der Getauften betont, die alle zur Teilhabe am allgemeinen Priestertum der Gläubigen berufen sind. Wird daher die Berufung zum Ordensleben losgelöst von der Berufung dargestellt, die alle Gläubigen in der Taufe erhalten haben, dann wird das Ordensleben im „sentire“ unserer heutigen Kirche als Fremdkörper empfunden. Die lebendige Kirche besinnt sich mit Begeisterung auf die Dimensionen und die Fruchtbarkeit des Taufbündnisses. Und das Ordensleben ist eine der schönsten Früchte dieser, die ganze christliche Existenz begründenden Weihe, die uns zu Kindern Gottes, Erben Seiner Verheißungen und Verkündern Seines Reiches macht. Wer das Ordensleben so erfährt, lebt und verkündet, macht es normalerweise für die Laien, ganz besonders für Jugendliche anziehend.

Die meisten Institute sind nach Auswertung der Erfahrungen, die sie in den vergangenen Jahren gemacht haben, doch zu der Ansicht gekommen, daß der Wille zur Entfaltung dessen, was allen Getauften gemeinsam ist, sie nicht von der Pflicht – und der Freude – entbindet, die unterscheidenden Merkmale zu pflegen. Tatsächlich wird heute, da die Institute des gottgeweihten Lebens sozusagen ihr „Monopol“ für das Apostolat und das Streben nach Heiligkeit verloren haben, in viel stärkerem Maße als früher erwartet, daß die Ordensleute Zeugnis vom Spezifischen ihrer Berufung geben. Sie mußten feststellen, daß, je mehr sich das gottgeweihte Leben dem Leben der Laien anglich, es seine eigentliche Existenzberechtigung verlor. Dagegen zeigen zahlreiche Erfahrungen: je klarer das Zeugnis der unverwechselbaren Merkmale des Ordenslebens ist, die sich in einem kohärenten Lebens-, Gebets-, Arbeits- und Umgangsstil ausdrücken, um so mehr

wird es als aktuelle, anziehende und kraftvolle Antwort auf die Herausforderungen unserer Zeit anerkannt. Ich denke dabei an das Zeugnis der selbstlosen und totalen Hingabe an eine charismatische Sendung; an die lautere Ausstrahlung eines Menschen, der den Geist der Jungfräulichkeit lebt; an die Freude, die der Kontemplation entspringt; an den Wagemut und den inneren Frieden, die aus der radikalen Freiheit dessen erwachsen, der sich in ungeteilter Liebe verschenkt; an die Erfahrung des ganz den Armen Gehörens; an die Verkündigung der Frohen Botschaft an die Bedürftigen und Benachteiligten; an die Einfachheit der Armut, die Gottvertrauen ist; an ein Gemeinschafts- und Gebetsleben, das an die ersten christlichen Gemeinden erinnert.

Vielorts hat die Tendenz der nachkonziliaren Kirche zur Hochschätzung der Berufung und Sendung der Laien dazu geführt, daß die Kongregationen begannen, *die geschwisterliche Zusammenarbeit mit den Laien in den eigenen Werken* zu suchen, deren Erfahrungen schätzen zu lernen, Ratschläge bei ihnen einzuholen und ihnen ihr eigenes Gründungscharisma als Inspirationsquelle zu erschließen. In vielen Fällen trafen die Kongregationen auf den Wunsch von Laien, an der charismatischen Sendung der Kongregation teilzuhaben und Vereinigungen von Gläubigen zu gründen, die auf der Grundlage des Taufbündnisses aus derselben Spiritualität leben.

Der Aufbruch so vieler Laien hat eine Umverteilung der apostolischen Aufgaben in Gang gesetzt und dafür gesorgt, daß die bisherigen Träger der Pastoral neu ihren eigenen Platz suchen müssen. Apostolatsbereiche, die früher als typisches und ausschließliches Tätigkeitsfeld der Ordensleute betrachtet wurden, werden zu einer Aufgabe, die man in vielen Fällen miteinander teilen kann. Ich denke z. B. an die Bereiche der Katechese, Erziehung und Krankenpflege. Selbstverständlich hatten auch schon vor dem Konzil viele Laien die notwendige berufliche Tüchtigkeit und Kompetenz, solche Aufgaben zu übernehmen, was sie de facto auch taten. Die Neuheit liegt in der Bereitschaft der Getauften zu einer brüderlich-schwesterlichen Zusammenarbeit in diesen Aufgabengebieten, und zwar ausgehend von derselben charismatischen Initiative des Heiligen Geistes mit demselben Willen zur Evangelisierung, wie es die Ordensgemeinschaft tut. (Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß hierin eine Lösung für die apostolischen Werke liegt, die besser ist, als die Werke aufgrund von Nachwuchsmangel ganz aufzugeben.) Diese Veränderungen dürfen uns aber nicht auf die Idee bringen, die pastoralen Arbeitsbereiche wieder aufzuteilen, als ob sich Ordensleute nur dort engagieren sollten, wo Laien keine Möglichkeiten haben. Gerade da, wo Aufgaben im Geist der Geschwisterlichkeit gemeinsam angegangen werden, sind der Beitrag und das Zeugnis der Ordensleute überaus wertvoll und in vielen Fällen unersetzlich.

II. ORDEN AUF DEM WEG ZU EINER ORGANISCH-HIERARCHISCHEN COMMUNIO

Wer von „Orden in einer geschwisterlichen Kirche“ spricht, denkt nicht nur an die gegenseitigen Beziehungen zwischen Ordens- und Weltleuten, sondern auch an die Beziehungen zwischen ihnen und den Bischöfen; er denkt überhaupt an die Kirche als *Communio*. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Geschwisterlichkeit eine der Dimensionen der Kirche als „*Communio*“ ist. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß das Neue der Natur der Kirche und damit auch dieses Wesenszuges letztlich nicht in der Eigengesetzlichkeit der menschlichen Gesellschaftsordnung gründet, sondern in einem Geheimnis: in der „*Gegenwart des Heiligen Geistes*“ inmitten des Volkes Gottes und in der *Einheit mit Christus*, dem Haupt, die eine *Lebensgemeinschaft der Glieder* mit sich bringt“ (so in dem nachkonziliaren Dokument „*Mutuae Relationes*“ 1). Darum müssen unser Leben wie auch unsere Überlegungen von der Wirklichkeit durchdrungen sein, daß der Heilige Geist tatsächlich „das kraftvolle Leben des Gottesvolkes und der Zusammenhalt seiner Gemeinschaft ist ... Die belebende Gegenwart des Heiligen Geistes (vgl. LG 7) bewirkt den organischen Zusammenhalt in Christus: er eint die Kirche in Gemeinschaft und Dienstleistungen, bereitet und lenkt sie durch die verschiedenen hierarchischen und charismatischen Gaben ... Die unterscheidenden Elemente der verschiedenen Glieder, also die Gaben, Ämter und verschiedenen Dienste sind ihrem Wesen nach eine Art wechselseitiger Ergänzung und in der Wirkung hingeordnet auf die Einheit und Sendung des gleichen Leibes... Deshalb ist, vor Erwägung der unterschiedlichen Gaben, Ämter und Aufgaben, als *Grundprinzip die gemeinsame Berufung zur Vereinigung mit Gott für das Heil der Welt* festzuhalten. Diese Berufung fordert aber von allen, als Kriterium der Teilhabe an der Kirchengemeinschaft (*communio ecclesialis*), den *Primat des Lebens im Geiste*... Gerade aus dieser gemeinsamen Berufung aller Getauften zum Leben im Geiste ergeben sich klare Notwendigkeiten und praktische Rückwirkungen auf die Beziehungen, die zwischen Bischöfen und Ordensleuten bestehen sollen“ (MR 2; 4 b).

Dieses „Leben im Geist“ ist deshalb die Seele der Einheit und der Heiligkeit, der Verschiedenheit der Charismen und ihrer wechselseitigen Ergänzungsbedürftigkeit. Es ist die Seele der Lebensfülle und der pastoralen Wirksamkeit, der Besonderheit der Gaben und Charismen und der grundlegenden Einheit unter ihnen. Seit dem Konzil träumen wir von einer Kirche, die im Bewußtsein ihrer Schwachheit und in der Bejahung ihrer weltweiten Sendung ihren vielfältigen Lebensreichtum kraftvoll und überzeugend dem Herrn zur Verfügung stellt, als sein Licht für die Völker. Das ist die geschwi-

sterliche Kirche, in deren Mitte der Heilige Geist wohnt und sie lebendig macht.

1. Zur geschwisterlichen Dimension der Beziehung zu den Bischöfen

Ist es zu gewagt oder klingt es respektlos, wenn man von der geschwisterlichen Dimension der Beziehungen zu den Bischöfen spricht? Das hängt wohl von der Absicht dessen ab, der diesen Terminus benutzt. Eines ist jedenfalls sicher: die Geschwisterlichkeit ist eine wesentliche Dimension in der Beziehung zu den Nachfolgern der Apostel, wenn sie auch nicht die einzige ist. Gerade dadurch unterscheidet sich die Familie Gottes von der Naturfamilie. In der Kirche ist es möglich, gleichzeitig geistlicher Vater und Bruder desselben Menschen zu sein. Darum sagt der Herr, daß nur einer unser Vater und Meister ist, nämlich der Vater im Himmel. Unter uns gibt es niemanden, der nur Vater und Meister wäre. Schon der hl. *Augustinus* schrieb: „Wo mich erschreckt, was ich für euch bin, da tröstet mich, was ich mit euch bin. *Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ.* Jenes bezeichnet das Amt, dieses die Gnade, jenes die Gefahr, dieses das Heil“ (Sermo 430,1; PL 38, 1438).

Dadurch, daß das Konzil die Würde, die jedem Glied des Volkes Gottes zukommt, neu betont und gewertet hat, verlieh es den Beziehungen unter den „Mitbürgern der Heiligen“ (Eph 2,19) eine neue Qualität, die stärker als früher von der Geschwisterlichkeit geprägt ist. Die Unterschiede, die nach dem Willen Gottes zwischen den Gliedern der Kirche – zum Beispiel zwischen Bischöfen und Ordensleuten – bestehen, werden nicht zu einem unüberbrückbar trennenden Abgrund, wenn man sie auf diese Weise betrachtet und erlebt. Diese Unterschiede können uns die grundlegende Wahrheit nicht vergessen lassen, daß wir alle „Hausgenossen Gottes“ sind. Darum ist die Vielfalt immer durchdrungen vom Geist der Gotteskindschaft und der Geschwisterlichkeit, der in ihr als Ferment wirkt, das *Communio* und Teilhabe stiftet.

Der Übergang von einem Beziehungsmuster zum anderen ist als „nie dagewesene Problematik“ bezeichnet worden, „die nicht leicht ist, die als heikel und komplex, aber grundsätzlich positiv erfahren wird“ (P. Egidio Viganó SDB). Dabei geht es um Veränderungen, die zuerst bei einigen wenigen Personen beginnen. In einem allmählichen Prozeß, der Fortschritte und Rückschläge kennt, entsteht *ein neuer Stil in den Beziehungen, der zum Allgemeingut der Kirche wird* – vielleicht für Jahrhunderte.

Soweit man beobachten kann, wurde von seiten der Bischöfe schon viel getan. Das wird in vielem deutlich: in dem Willen der Hirten, die Erwartun-

gen, Meinungen und originellen Beiträge der Brüder und Schwestern im Glauben ernst zu nehmen, die Gott ihnen als Mitarbeiter geschenkt hat – mag es sich dabei um Weltpriester, Ordensfrauen und -männer oder Laien handeln. Ohne diese Bereitschaft wären weder die Priester- und die Pastoralräte noch die regelmäßigen Treffen mit den höheren Obern zustande gekommen. Auch das Bestreben, die Mitverantwortung aller und den ihr dienenden Kommunikationsaustausch zu fördern, ist ein solches Zeichen; ebenso das Bemühen, das Prinzip der Subsidiarität vermehrt anzuwenden, indem die Bischöfe ihren Mitarbeitern Vertrauen schenken und deren Entscheidungen in ihren Zuständigkeitsbereichen respektieren. In dieselbe Richtung zielt auch die Entscheidung vieler Hirten für einen einfacheren Lebens- und Umgangsstil. Auch findet man *eine neue Sicht von der Anwendung der Autorität als Dienst*, die dem Auftrag zu heiligen und zu lehren, in Dialog zu kommen und zu beseelen, einen bevorzugten Platz einräumt und auf autoritative Maßnahmen erst dann zurückgreift, wenn alle anderen Wege erschöpft sind. Diese und viele andere Zeichen geben ein beredtes Zeugnis von der geschwisterlichen Dimension in der Ausübung des Hirtenamtes, das den Bischöfen anvertraut ist. Es ist klar, daß – weltweit gesehen – dieser Prozeß in vielen Diözesen gerade erst begonnen hat. Auch hier spielen kulturelle Vorprägungen im Bereich der Ausübung der Autorität eine entscheidende Rolle.

Diese Perspektive der Kirche als organische *Communio* hatte der Heilige Vater vor Augen, als er am 2. Februar 1992 *die Ziele der nächsten Bischofssynode über das geweihte Leben* bekanntgab: „Die Nachfolger der Apostel kommen zusammen, um sich mit Eurem Leben und dem originellen Beitrag Eurer Gründer und Gründerinnen und ihren geistlichen Familien zur Sendung der Kirche zu beschäftigen. In seiner ganzen Breite und Tiefe wollen sie den Plan des Herrn verstehen lernen, der Sein Volk durch die Gaben und die Charismen der Gemeinschaften des geweihten Lebens und der Gesellschaften apostolischen Lebens heiligt, bereichert und auch lenkt. Die Bischöfe möchten Euch helfen, evangelischer Sauerteig zu sein, der die Kulturen des dritten Jahrtausends und die neuen Gesellschaftsordnungen durchdringt und evangelisiert.“

2. Unser Auftrag in der Kirche als organischer Communio

Die Worte des Heiligen Vaters weisen hin auf die Aufgabe, die den Bischöfen zukommt: sie sollen das Leben und das Apostolat der Gemeinschaften geweihten Lebens fördern, und deshalb wollen sie das Wirken des Geistes in ihnen und durch sie in seiner ganzen Breite und Tiefe so gut wie möglich verstehen lernen. Wir als Ordensleute sind eingeladen, über *unsere Auf-*

gaben in der Kirche als Communio nachzudenken. Ich möchte hier drei nennen:

a. Die erste bezieht sich auf *unsere originellen Gründungscharismen*: daß wir nach Wegen suchen, wie wir ihren mannigfaltigen Reichtum noch kraftvoller und dichter ausdrücken können. Dies bleibt weiterhin eine der wichtigsten Herausforderungen, die das Konzil an die Gemeinschaften des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens stellt. Bei vielen Gelegenheiten, zum Beispiel dem Treffen der Vereinigung der Generalobern, kann man feststellen, wie lebendig der Geist der Gründer und Gründerinnen in den jeweiligen Gemeinschaften des geweihten Lebens und Gesellschaften des apostolischen Lebens ist. Dies ist wohl eine der bedeutendsten Früchte der konziliaren Erneuerung.

Aber wir dürfen uns nicht täuschen: viele Faktoren haben genau in die entgegengesetzte Richtung gewirkt – die Arbeit in den Pfarreien und die Ausführung detaillierter Pastoralpläne geschieht oft nach allgemeinen Kriterien, ohne daß die Besonderheit des eigenen Charismas berücksichtigt wird. Die Kirchenverfolgung in vielen Ländern zwang die Ordensinstitute zur Anpassung an die wenigen Überlebens- und Handlungsspielräume, die die Diktatur ihnen ließ. Dies hatte zur Folge, daß sie ihre spezifische Sendung nicht verwirklichen konnten, oder – was schlimmer ist – sich ihrer nicht mehr bewußt waren. Nicht wenige Gemeinschaften begingen auch den Fehler einer vorschnellen, kurzsichtigen Deutung der Zeichen der Zeit und vergaßen bei ihrer Antwort, die sie als Gemeinschaft geben wollten, die ursprünglichen Absichten des Gründers oder der Gründerin. Hier soll auch auf die Kongregationen hingewiesen werden, die in den jungen Kirchen ohne klare eigene Identität im Hinblick auf dringende apostolische Aufgaben entstehen. Schließlich möchte ich noch die Länder erwähnen, deren Gesetzgebung es unmöglich macht, daß ein Erziehungszentrum oder ein soziales Werk vom Geist der dafür verantwortlichen Gemeinschaft geprägt wird, da das Institut seine Mitarbeiter vom Staat erhält.

All diese Faktoren verhindern, daß sich der Reichtum organischer Einheit und Vielfalt entfalten kann. Sie sind ein Anruf an jedes Institut, wachsam zu sein und die Gaben zu bewahren und zu vertiefen, die es vom Heiligen Geist bekommen hat, denn nur in dem Maße wird es fruchtbar sein und selbst zur Gabe für die Kirche und die Welt werden.

b. Eine zweite Aufgabe bezieht sich auf den *Geist der organischen Communio*, der in jedem Institut lebendig sein soll. In gewissem Sinn kann man sagen, daß *jede Gemeinschaft eine Kirche im Kleinen und eine Schule der Communio* darstellt. In ihr kann man erleben, was die Kirche an Bestem und Edelstem ersehnt und besitzt, man kann in ihr aber auch genau die Krisen und Krank-

heiten durchmachen, an denen sie leidet. Sie als Oberen sind dafür verantwortlich, daß Ihre Gemeinschaften eine Vorwegnahme der von allen ersehnten Brüderlichkeit im Geist werden und nicht ein Ort, an dem die Strukturen und die Art der Autoritätsausübung die Mitglieder förmlich erdrücken – wie es viele Anträge auf Dispens von den Gelübden aus einem bestimmten Land als Begründung angeben. Wer in seiner geistlichen Familie eine geschwisterliche Kirche erlebt, die der Heilige Geist lebendig macht, kann sich ganz für den Aufbau einer Kirche einsetzen, die Mysterium und Communio ist.

c. Ähnliches gilt auch für die *Zusammenarbeit zwischen den Ordensgemeinschaften*. Vor allem in den Ländern, in denen geeignete Erzieher fehlen, hat das Klima der Geschwisterlichkeit viele Gemeinschaften bewegt, nach Formen der Zusammenarbeit zu suchen. In den letzten Jahren sind zahlreiche interkongregationelle Ausbildungszentren entstanden, denen jede Gemeinschaft ihre fähigsten Mitglieder zur Verfügung zu stellen sucht. Wenn natürlich das Ausbildungszentrum seine eigentliche Zielsetzung überschreitet und sich nicht auf subsidiäre Dienste beschränkt, wird es zum Hindernis für die erwünschte Ausbildung und zum Faktor einer bedauernden Nivellierung. Wo es aber seinem Auftrag entspricht, fördert es die gegenseitige Wertschätzung der Charismen, stärkt die jeweilige Eigenart und wird zum Wegbereiter für den Geist der Geschwisterlichkeit, den unsere Kirche braucht und ersehnt.

3. *Unsere Aufgabe beim Aufbau der Kirche als hierarchischer Communio*

Niemand wird bestreiten, daß *beide Dimensionen – die organische und die hierarchische – wesentlich zur kirchlichen Communio dazugehören*. Trotzdem kann man vielerorts feststellen, daß sie verkürzt dargestellt werden. Dabei sind es vor allem zwei Sichtweisen, die Anlaß zu Sorgen geben.

In verschiedenen Regionen kann man beobachten, daß Ordensleute *nur vom organischen Charakter der Communio sprechen* und die Verschiedenheit und Freiheit der Charismen betonen, die – weil Gabe des Heiligen Geistes – alle den gleichen Stellenwert hätten. Dem stehen in denselben Gebieten manche Bischöfe gegenüber, die ihrerseits *einseitig auf den hierarchischen Charakter der Communio verweisen*, da sie wesentlich Gemeinschaft mit dem Nachfolger Petri und den Bischöfen ist. Sie zeigen sogar ein gewisses Mißtrauen gegenüber dem Wort „Charisma“, das sie den außerordentlichen Charismen vorbehalten sehen möchten.

Mehr Konfliktstoff birgt jedoch die in einigen Ländern übliche *polarisierende Beschreibung der Sendung des Ordenslebens und der Bischöfe*. Demnach stellt das Ordensleben den charismatisch-prophetischen Pol in der Kirche dar,

während die Bischöfe die Institution verkörpern. Mittlerweile werden an diesem dualistischen Bild Korrekturen vorgenommen: auch den Bischöfen wird zugestanden, daß sie Propheten sein können und sollen, aber im Gegensatz zu ihnen sind die Ordensleute als Mitglieder religiöser Gemeinschaften immer, per se, prophetisch und charismatisch, denn das macht ihre ureigenste Identität aus. Diese Behauptungen sind nicht nur als Lehre unhaltbar und spiegeln eine ideologisierte Ekklesiologie wider, sondern sie tragen auch einen Konfliktstoff von großer Sprengkraft in sich, wenn sie in die Praxis umgesetzt werden. Denn was kann man von einer solchen Betrachtungsweise anderes erwarten als die Verkündigung totaler Autonomie der Propheten, zu der man vor Gott verpflichtet ist, weil der institutionelle Pol, wie schon alttestamentliche Erfahrungen zeigen, den prophetischen ja doch nie begreifen und ihn immer unterdrücken wird? In dem Augenblick hört *Communio* auf.

Aber kehren wir zu unserem Thema zurück. *Communio* hat ihren Ursprung in der Heiligsten Dreifaltigkeit, die Apostel haben sie zunächst und vor allem als Einheit Jesu mit dem Vater erfahren. Unter uns findet sie ihren bevorzugten Ausdruck in der Einheit der Kirche mit ihrem Bräutigam. Mehr noch: die Einheit aller Getauften mit ihrem Meister und Herrn ist die Tür, durch die alle unsere gegenseitigen Beziehungen hindurchgehen müssen. Wer Ihn nicht sucht oder nicht erkennt, wer Ihn entstellt oder zurückweist, der wird Sein Antlitz auch nicht im Klageschrei seiner Brüder und Schwestern entdecken. Die organische *Communio* in der Kirche, der Reichtum im Austausch zwischen ihren Gliedern und die Fruchtbarkeit der Neuevangelisierung hängen von der *Communio* des Leibes mit seinem Haupt ab (MR 5). Als Mitglieder von Instituten des geweihten Lebens sind gerade wir aufgerufen, modellhaft Zeugnis von dieser „wunderbaren Vermählung“ zu geben, Zeichen der Einheit mit Christus, dem Haupt, zu sein.

Auf dem Hintergrund dieses weiten Panoramas möchte ich mit zwei Anwendungen schließen:

die erste betrifft die Leidenschaft, mit der wir den Herrn suchen sollen. Nichts charakterisiert die Braut in dem Maße wie die tiefe Sehnsucht, bei ihrem Herrn zu sein. Das ist die Haltung der Kirche, wenn sie derjenigen folgt, die ihr vorangegangen ist – Maria.

Diese Haltung der Offenheit, die sich von der Begegnung mit Christus in den andern überraschen läßt, ist das Fundament jedweder organischen *Communio*. Ohne die Bereitschaft, Ihn in den andern zu erkennen, etwas von Seiner Person und Seinem heilbringenden Handeln in denen zu entdecken, die eine andere Aufgabe, ein anderes Gründungscharisma, ein

anderes Amt in der Kirche haben, wird das Fundament der organischen *Communio* zerstört.

Die zweite Anwendung bezieht sich auf die organische *Einheit mit Christus, dem Haupt, der Seine Kirche in besonderer Weise durch die Bischöfe leitet*. Ich möchte sie an einer symbolhaften Handlung verdeutlichen. Während der Bischofsweihe ist einer der sinnvollen Riten derjenige der Übergabe des Rings. Der Weihende Bischof drückt die neue Beziehung zur Kirche mit folgenden Worten aus: „Nimm diesen Ring als Zeichen der Treue. Durch die Integrität des Glaubens und die Reinheit des Lebens wache über die heilige Kirche, die Braut Christi.“

Sicher werden menschliche Schwäche und die Vielfältigkeit der Aufgaben diese Tiefendimension des Bischofsamtes oft verdunkeln. Aber trotzdem gilt: wenn wir die konziliare Erneuerung leidenschaftlich wollen, dann müssen wir auch eines ihrer grundlegenden Fundamente, die wahre Sendung des Bischofs und die Beziehung zu ihm, schätzen lernen. Unsere gläubige Einstellung wird uns helfen, Christus, den treuen Bräutigam der Kirche, in ihm zu entdecken; diese unsere gläubige Einstellung wird auch dem Bischof helfen, seinen einheitsstiftenden Dienst, seine lebenspendende Kraft, aber auch seine Ehrfurcht und seine Dankbarkeit in der Kirche gegenwärtiger zu setzen. In dem Bemühen, das Antlitz Christi in allen kirchlichen Realitäten zu suchen, nimmt die Entdeckung, die Bejahung und die Erfahrung der tiefen Dimension der bischöflichen Berufung eine bevorzugte Stellung ein. Es gibt in der Kirche *keine organische Communio ohne hierarchische Communio*, das heißt, ohne Christus als Haupt und Hirten anzuerkennen und Ihm nachzufolgen, der die Apostel und ihre Nachfolger zum Sakrament Seiner besonderen Gegenwart gemacht hat und der durch sie als Mitte und Diener der organisch-dynamischen *Communio* Seines Volkes wirkt.

Einer der größten Dienste, die wir meines Erachtens der nachkonziliaren Kirche erweisen können, besteht gerade darin, die anderen so zu behandeln, wie es ihrer von Gott gegebenen Stellung und Sendung entspricht, gemäß der Aufgabe, die der Herr ihnen anvertraut und der Erwartung, die Er in sie setzt. Wer lernt, jedes Kind, jeden Sohn und jede Tochter Gottes – und damit auch jeden Bischof, aber auch jede charismatische Gemeinschaft – bei dem Namen zu rufen, mit dem Christus sie gerufen hat, der leistet einen Dienst, der unschätzbar ist, denn auf diesen Namen hören die Schafe und folgen dem Guten Hirten. Auf diesem Weg wird *Communio* – und damit Geschwisterlichkeit – in der Kirche aufgebaut.

Paul Zingg

Der heilige Vinzenz Pallotti

Visionär einer erneuerten Kirche

In dankbarer Erinnerung
an P. Ansgar Faller SAC († 1993)

Vielen Lesern dieser Zeitschrift ist der heilige Vinzenz Pallotti (1795 – 1850), Gründer der „Vereinigung des Katholischen Apostolates“ und der Priester- und Brüdergemeinschaft („Pallottiner“) als deren Kerngemeinschaft, kein Unbekannter. Er gehört zu den großen Heiligengestalten des letzten Jahrhunderts, der schon zu seinen Lebzeiten eine bedeutende Ausstrahlung auf seine Zeitgenossen hatte. Eckdaten seines kurzen Lebens sind etwa folgende:

- 1795 Geburt in Rom (21. April)
- 1818 Priesterweihe in der Lateranbasilika (16. Mai)
Promotion in Philosophie und Theologie
- 1819-29 Repetentprofessor an der Sapienza-Universität
- 1827-40 Spiritual am Römischen Priesterseminar
- 1832 Gnade der „Geistlichen Vermählung“ mit Maria (31. Dezember)
- ab 1833 Seelsorger am Propagandakolleg für Studenten aus Missionsländern
- 1835 Entscheidende Erleuchtung über die Gründung eines universalen Apostolatswerkes (9. Januar)
Gutheißung durch den Papst und erste Zusammenkunft der Gründungsmitglieder (11. und 14. Juli)
- 1835 Rektor an der Kirche Spirito Santo dei Napoletani, Sitz des Werkes bis Anfang 1846
- 1836 Erste Epiphaniefeier
- 1837 Erste Gefährten vereinigen sich in Spirito Santo
- 1839 Hauptschrift: „Pia Società dell’Apostolato Cattolico“
- 1844 Übertragung von Kirche und Haus von San Salvatore in Onda (14. August) und Einzug der Gefährten (Anfang 1846) – P. Melia als Seelsorger ital. Emigranten nach London gesandt
- 1846 Pallotti und Vaccari legen die Weihe in der Kongregation ab
- 1849 Flucht ins Irische Kolleg nach Ausrufung der Römischen Republik (26. Februar – 14. Juli)

- 1850 Erkrankung an schwerer Rippenfellentzündung (16. Januar),
Tod in den Abendstunden des 22. Januar
- 1950 Seligsprechung durch Pius XII. (22. Januar)
- 1963 Heiligsprechung durch Johannes XXIII. (20. Januar)

Der *geographische Rahmen* des bewegten Lebens des Heiligen ist sehr begrenzt: fast sein ganzes Leben verbrachte er in Rom, dem Weltzentrum der katholischen Christenheit. Der Atmosphäre dieser Metropole verdankt er wohl zum großen Teil die universelle Weite seines persönlichen Horizontes. Gelegentlich hielt er sich auch in den Städtchen der Albanerberge auf, wo ihn verwandtschaftliche Beziehungen mit Frascati verbanden und wohin er sich öfter und gern ins strenge Mönchskloster Camaldoli zurückzog. *Politisch* lebte er in einer äußerst turbulenten Zeit, die gegen Ende seines Lebens beim Einmarsch von revolutionären Truppen in Rom (1848) für ihn – wie für viele kirchlich Gesinnte – lebensbedrohend war. Kirche und Politik waren in dieser ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch eng miteinander verknüpft; der Papst war auch Herrscher über den ausgedehnten Kirchenstaat. Der politische Einigungsprozeß Italiens vollzog sich unter vielen Geburtswehen. Die kirchliche Führung hat sich diesem Prozeß lange – oft auch gewaltsam – widersetzt und die Zeichen der Zeit nicht klar genug erkannt. Auf diesem Zeithintergrund ist es erstaunlich, daß Vinzenz Pallotti in prophetischer Schau eine Vereinigung ganz anderer Art erstrebte: den *Zusammenschluß der apostolischen Kräfte der katholischen Kirche auf Weltebene*. Diese Vision reifte bei ihm aus einer innigen Verbindung mit dem unendlichen Gott und trieb ihn an zu unermüdlicher Hingabe an die Menschen. Pallotti gehört zu jenen Menschen, bei denen *persönliche Berufung und kirchliche Sendung* eng miteinander verknüpft sind. Beides verwirklichte sich bei ihm im Raum der Kirche, mit deren universeller Sendung er sich voll identifizierte. Davon hielten ihn auch die Mängel, die er in ihr und besonders auch an ihren Amtsträgern wahrnahm, nicht ab. Vieles, was später zur Blüte kam, wurde in der gläubigen, gut situierten Kaufmannsfamilie grundgelegt, vor allem eine tiefe kirchliche Frömmigkeit und eine große Sensibilität für arme und schwache Menschen, an denen es in Rom nicht mangelte. Der Wunsch, Priester zu werden, wurde von Jugend an in ihm geweckt, und es verband sich damit ein entschiedener Wille, ein Heiliger zu werden. Der Griff nach den Sternen kommt vor allem in der Zeit der Vorbereitung auf die hl. Weihen sehr deutlich zum Ausdruck. So schreibt er vor der Diakonatsweihe (1817) in sein geistliches Tagebuch:

„Ich will ohne Zögern nach Heiligkeit streben und damit nicht bis zur Priesterweihe oder gar auf spätere Jahre warten. Den Wohltaten des Herrn, meines liebe-

vollsten Vaters, will ich bereitwillig, demütig und dankbaren Herzens zu entsprechen suchen. Das Haupthindernis ist mir der Stolz.“

Er arbeitete zielstrebig an der Formung seines Charakters und setzte viele Mittel dafür ein, die ihm die Aszese seiner Zeit nahelegte – z. B. Anschluß an einen geistlichen Begleiter (schon mit 12 Jahren), geistliches Tagebuch, ein ausgebautes geistliches „Programm“ und viele Bußübungen. Es stand für ihn fest, daß er kein „Karrierekleriker“ werden wollte, wie es sie damals so häufig gab, sondern sich ganz dem Dienst der „Seelen“ widmen wollte.

Die Sehnsucht nach dem unendlichen Gott und der Vereinigung mit ihm hat ihn schon von früh auf tief bewegt und die eigene Geschöpflichkeit und menschliche Erbärmlichkeit um so schmerzlicher erleben lassen. Nur Gott selber konnte diesen Abgrund mit dem Geschenk seiner unendlich barmherzigen Liebe überbrücken und ihn zu einer innigen Liebesbeziehung mit ihm erheben, die bei Pallotti mystische Züge trägt und schwierige sprachliche Resonanz findet. Diese grenzenlose Sehnsucht nach Gott gehört zum Grundakkord seines Lebens und findet sich auch in allen Schriften. So betet er z. B. gegen Ende seines Lebens:

„Ach, mein Gott, wer wird deine unendliche Liebe und deine unendliche Barmherzigkeit erkennen können? Und meine Verkennung und Undankbarkeit, da ich meine Seele nicht so einschätzte, wie ich sollte? Aber durch deine unendliche Barmherzigkeit hilfst du mir zu dir so beten: Mein Gott, mein liebevoller Vater und mein barmherziger Schöpfer. Es ist unmöglich, daß ich jemals den hohen Wert meiner Seele, die nach deinem Bild und Gleichnis erschaffen ist, zu erkennen vermag, weil es mir nie gelingt, dich zu erkennen.“ ...

„Aber durch deine unendliche Barmherzigkeit, durch die unendlichen Verdienste Jesu Christi, durch die Verdienste und die Fürbitte Mariens, aller Engel und Heiligen habe ich das feste Vertrauen und halte es für sicher, daß du mir die Gnade einer vollkommenen Reue gewährst. Auch verleihst du mir, stets an deine unendliche Liebe und deine unendliche Barmherzigkeit zu denken, stets meine und meines Nächsten Seele zu schätzen und hochzuachten und für eine so unaussprechliche Wohltat dir dankbar zu sein, wie du es willst.“ (1849)

Stütze und Leitbild in der Beziehung zu Gott ist ihm *das Leben Jesu*. Er sieht Jesus vor allem in seinem demütigen Gehorsam gegenüber dem Willen des Vaters und als „*Apostel des Vaters*“ in verzehrendem Eifer für das Heil der Menschen bis zur Lebenshingabe am Kreuz. Dieses Leben Jesu sollte in all seinen Gedanken und Handlungen immer mehr sein eigenes werden, damit dem Vater eine würdige und gerechte Antwort des Geschöpfes gegeben wird.

„Ich bin unendlich unwürdig, o mein Jesus, in vollendeter Weise teilzuhaben an deinem demütigen, armen, mühevollen, wohlthätigen, arbeitsamen und verachteten Leben. Doch du gewährst es mir in deinem unendlichen Erbarmen kraft der Verdienste und der Fürbitte der allerseligsten Maria und aller Engel und Heiligen.

Das Leben unseres Herrn Jesus Christus sei mein Leben, jetzt und immerdar.“
(18. Nov. 1842)

1847 wird er auch seinen Gefährten in 33 Punkten das historische Leben Jesu als Grundregel vorstellen.

Auch die Vermittlung der Engel und Heiligen ist von großer Bedeutung. Eine besonders herzliche Liebe verbindet ihn mit *Maria*, der Mutter Jesu und seiner „innig geliebten Mutter“, die ihm hilft, in persönlicher Verbindung mit Jesus zu leben und ihm Vorbild ist eines gotterfüllten, apostolischen Menschen, „Mutter der göttlichen Liebe“ und „Königin der Apostel“, wie er sie gern nennt. Ein Höhepunkt in der Vertrautheit mit Maria ist seine „geistliche Vermählung“ mit ihr vom 31.12.1832, die er selber als geistgewirktes Phänomen beschreibt.

Die persönliche Erfahrung des Wirkens Marias in seinem Leben und Apostolat wollte er auch weitervermitteln. Missionare bestärkte er mit dem geflügelten Wort: „Sie ist der große Missionar, Sie wird Wunder wirken.“ Er entwickelte eine eigentliche marianische Pastoral. Seine bekannteste Initiative zeigt sich in der Förderung eines „Marienmonats“, in dem es ihm um die Erneuerung des Glaubens durch persönliche Bindung an Maria ging. Als Hilfsmittel dafür verfaßte er 1833 den sog. „Maimonat“, je verschieden für Laien, Kleriker und Ordensleute.

Die Gabe eines heiligmäßigen Lebens ist in der Kirche nie verstanden worden als persönliches Privileg eines besonders strebsamen Menschen, sondern als belebendes Element für den Organismus des „Leibes Christi“ und als Ansporn und Orientierung für viele Menschen.

Von Pallotti ging eine *geistliche Dynamik* aus, die von der Vision einer erneuerten, lebendigen Kirche getragen wurde, der sich schon damals kaum jemand entziehen konnte – auch nicht die verstocktesten Sünder und politischen Gegner. Die Verbindung von lebendigem Glauben und engagierter, selbstvergessener Hingabe an die Menschen ist bewundernswert. Als Spiritual am römischen Priesterseminar (1827 – 1840) und (ab 1833) als Seelsorger im römischen Missionskolleg (Propaganda), wo künftige Priester ausgebildet wurden, war er nicht nur in hautnahe Kontakt mit den Bedürfnissen und Nöten der *Kirche in Rom* –, sondern auch mit jenen der *Weltkirche*. Schmerzlich berührte ihn dabei vor allem die Verfolgung von Katholiken durch Nicht-Christen (z. B. im Osten) und die Gefahr negativer Einflüsse durch andere Bekenntnisse (z. B. für Italiener in England). Die Situation

von Unglauben, Uneinigkeit und Spaltung ließ in ihm um so mehr die Sehnsucht nach der Verheißung Jesu wachsen: „daß bald eine Herde werde und ein Hirte“. Nach seiner Konzeption hatten nicht nur die Amtsträger (Priester), sondern auch die Laien – Männer *und* Frauen! – eine notwendige und unersetzliche Stellung und Verantwortung für das Leben der Kirche. Das Angebot der Erlösung gilt *für alle* Menschen, aber es braucht überzeugte menschliche Werkzeuge, damit dieses Angebot alle erreichen kann. Auf dem Hintergrund einer hierarchisch (über-)strukturierten und (über-)klerikalisierten Kirche war ein solcher Gedanke revolutionärer Sprengstoff. Vor allem die aktive, aus Taufe und Firmung sich ergebende Sendung und Rolle des Laien war damals so neu, daß sie nicht genügend verstanden wurde. Erst mit dem Vaticanum II kam sie voller ins Bewußtsein.

Eine geistliche Anregung vom 9. Januar 1835 nach der Eucharistiefeier legte es Pallotti nahe, seiner *Vision eine konkrete Gestalt* zu geben. Seinem geistlichen Tagebuch kann man folgende Zielstellung eines künftigen Apostolatswerkes entnehmen:

„Mein Gott, meine Barmherzigkeit, in Deiner unendlichen Barmherzigkeit gewährt Du mir in besonderer Weise, wenigstens mit der lebendigsten Sehnsucht in Deinem hl. Herzen, zu fördern, zu festigen, zu verbreiten, zu vervollkommen und dauernd weiterzuführen:

1. Die Errichtung eines universalen Apostolates aller Katholiken zur Verbreitung des Glaubens und der Religion Jesu Christi unter allen Ungläubigen (und Nichtkatholiken);
2. ein anderes, verborgenes Apostolat, um den Glauben unter den Katholiken wiederzubeleben, zu bewahren und zu vertiefen;
3. die Errichtung eines universalen Liebes(-Werkes) durch Ausübung aller Werke der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit, damit Du auf jede nur mögliche Weise im Menschen erkannt werdest; denn Du bist die unendliche Liebe.“

(9. Jan. 1835)

Auf eine offizielle Eingabe hin wurde das Werk am 4.4.1835 vom Kardinalvikar (einem Beichtkind V. Pallottis) gutgeheißen und von Papst Gregor XVI. am 11.7.1835 anerkannt. Damit kam ein Stein ins Rollen, der vieles in Zukunft bewegen sollte. Die ersten Schritte waren bescheiden: Sammeln von ersten Mitarbeitern, Drucklegung eines religiösen Buches in arabischer Sprache, um Christen in östlichen Gebieten zu unterstützen... Am 14.7.1835 fand die erste Versammlung statt, an der neben Vinzenz Pallotti noch drei Priester und drei Laien teilnahmen. Aber das Werk zog immer weitere Kreise. Sie organisierten vielfältige Apostolatsaktionen und gründeten auch neue Werke (z. B. Abendschulen, Mädchenheime, Gründung einer Schwesterngemeinschaft). Eine konkrete Gestalt fand die Idee des Werkes

vor allem in den sog. „*Prokuren*“, einer Art von Apostolatsausschüssen, die sich auf die ganze Welt verteilen sollten. Nach der Konzeption Pallottis sollte es einen Zentralausschuß in Rom und ähnliche Regionalausschüsse auf der ganzen Welt geben. Dem römischen Ausschuß gehören 13 Hauptprokuratoren an, die unter dem Patronat eines Apostels Verantwortung für bestimmte Apostolatsgebiete (z. B. Wecken von Priesterberufen, caritative Aufgaben etc.) wahrnehmen. Der 13. Prokurator steht unter dem Schutz des hl. Paulus und soll eine Verantwortung für die Beseelung des ganzen Werkes wahrnehmen. Pallotti hat die Verwirklichung dieses Planes aktiv betrieben und ihn gegen Angriffe und Resignation verteidigt. Er wollte dadurch der Kirche ein Hilfskorps anbieten, dem auch ganze religiöse Gemeinschaften und Institutionen angehören sollten.

Auch die sog. *Ephiphaniefeiern* (am 6. Januar 1836 in Rom zum ersten Mal begangen) brachten das Anliegen Pallottis nach Aktivierung des Glaubens und der Einheit unter den Christen verschiedenster Riten konkret zum Ausdruck. Sie wurden als eine Art Glaubensfest und Volksmission gestaltet und hatten eine starke Nachwirkung auch über sein Leben hinaus (letzte offizielle Feier im Januar 1965 – heute sind neue Initiativen im Gange).

Allerdings blieben auch schmerzliche Rückschläge nicht aus, wie sie oft zur Bekräftigung des übernatürlichen Charakters einer solchen Gründung gehören. Widerstände gegen ein so universell konzipiertes „Katholisches Apostolat“, wie es der Mentalität Vinzenz Pallottis entsprach, kamen vor allem aus den Kreisen der Hierarchie, die darin eine Konkurrenz zu ihrer Stellung und Aufgabe fühlte, und auf Betreiben des „Lyoner Missionsvereins“ sich bis zum Papst mit ihrer Kritik Gehör verschaffte. Ein päpstliches Aufhebungsdekret vom 28.7.1837 traf Vinzenz Pallotti mitten ins Herz. Doch nahm er die Herausforderung an und kämpfte unermüdlich für seinen Plan. Gleichzeitig mit der Gründeraufgabe verband Pallotti eine intensive, kräfte- und zeitraubende Seelsorgstätigkeit als Prediger, Beichtvater und geistlicher Begleiter vieler einzelner Menschen und religiöser Gemeinschaften.

Seit 1837 teilte Pallotti mit einigen Gefährten ein gemeinsames Leben, aus dem sich die Gemeinschaft der später so genannten „Pallottiner“ entwickelte. Ihre Stellung im Gesamtwerk umschrieb er in einem Brief an R. Melia in London so:

„Unsere Kongregation, die den inneren zentralen und bewegenden Teil der ganzen Gesellschaft bildet ..., soll Kongregation der Priester und mitarbeitenden Brüder der Gesellschaft des katholischen Apostolates genannt werden.“
(11.11.1846)

Die Gemeinschaft sollte nicht durch Gelübde, sondern durch das freie Band der Liebe und Versprechen zusammengehalten werden. Der inneren Durchformung und Ausgestaltung dieser Gemeinschaft galt seine Sorge in den letzten Lebensjahren, soweit seine Seelsorgsverpflichtungen ihm dazu Raum ließen. Sein Tod kam menschlich gesehen viel zu früh. Manches blieb unvollendet und wurde mißverstanden. Er hat seine Kräfte im Dienst seiner gottgegebenen Sendung verzehrt und lebte aus der Hoffnung, daß Gott selber dieses Werk segnen und weiterführen werde.

Seine Vision von der Mitverantwortung aller Gläubigen für die Ausbreitung und Verlebendigung des Glaubens in der Welt hat später die Entwicklung hin zum „Laienapostolat“ stark gefördert. Seine Vision von einer erneuerten Kirche hat er gern im Bild vom „Coenaculum“ ausgedrückt: Maria als „Königin der Apostel“ mit den Männern und Frauen im Pfingstsaal in Erwartung des Heiligen Geistes.

Der 200. Geburtstag Pallottis 1995 legt es nahe, uns der Person des Heiligen neu zuzuwenden. Seine Schau einer vielgestaltigen, dynamischen und in der Liebe geeinten Kirche kann in einer polarisierten Kirchensituation noch immer als Leitbild dienen. Es geht weniger darum, sich an Einzelzügen seines Lebens und seiner Frömmigkeitsformen zu orientieren, als sich mit seiner Person und seiner charismatischen Sendung zu verbinden. Durch die Übernahme der Idee des Weltapostolatsverbandes als dritte Zielgestalt Schönstatts hat Pater Kentenich sein Werk für immer auf den charismatischen Träger dieser Vision verwiesen.

Literaturhinweise

Die älteren grundlegenden *Werke zur Biographie* Vinzenz Pallottis:

Eugen Weber, Vinzenz Pallotti, Ein Apostel und Mystiker, Limburg 1961, 2. Auflg.

Josef Frank, Vinzenz Pallotti, Gründer des Werkes vom Katholischen Apostolat, Friedberg bei Augsburg Band I 1952; Band II 1963.

Eine wertvolle *Auswahl von Texten* mit hilfreichen historischen Einleitungen:

Vinzenz Pallotti, Ausgewählte Schriften, hrsg. von Bruno Bayer und Josef Zweifel, Friedberg bei Augsburg 1985.

Eine *Kurzbiographie*:

Karl Stelzer, Vinzenz Pallotti, Ein Heiliger für heute, Friedberg bei Augsburg 1975.

Zur Entstehung seines Werkes:

Die „*Vereinigung des Katholischen Apostolates*“ *Vinzenz Pallottis*, Idee – Geschichte – Gestalt, hrsg. von Manfred Probst und Hubert Socha, Limburg 1993 (Referate eines Symposions).

Wertvolle *Beobachtungen eines Zeitgenossen*:

Paul de Geslin, Vinzenz Pallotti, Mit den Augen eines Zeitgenossen, Friedberg bei Augsburg 1973.

Zu Fragen seines Marienbildes:

Heinrich M. Köster, Die Mutter Jesu bei Vinzenz Pallotti – nach seinen gedruckten Schriften, Limburg 1964.

SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Ein marianischer Heilungsweg

Immaculata heute

Guter Gott,
Du hast Maria so sehr in die Pläne unseres Heils verwoben,
daß sie keinen Augenblick außerhalb der Gnade war,
die in Deinem Sohn für alle Menschen beschlossen ist.
Im Lichte dessen, was Du ihr geschenkt hast,
im Spiegel ihrer unbefleckten Empfängnis
darf ich mich selbst und alle Menschen sehen.

CREDO (Fundament: Ich darf glauben)

In Maria, der unbefleckt Empfangenen,
leuchtet mir die Wahrheit über mein Leben auf:
Ich darf glauben, daß Du, mein Gott,
mich von Ewigkeit her erwählt und auf Dich hin geschaffen hast.
Über meinem Leben steht Dein unbedingtes Ja zu mir.
Auch mein Dasein ist eingeschlossen in den Plan Deiner Liebe,
den Du mit der Menschwerdung Deines Sohnes
aus Maria, der Jungfrau, verbunden hast.
Ich darf glauben, daß Du uns Menschen berufen hast,
sowohl Erdenbürger als auch Himmelsbewohner zu sein.
Es ist Deine freie Entscheidung für uns,
daß wir nicht nur Geschöpfe aus Deiner guten Hand,
nicht nur Knechte und Mägde in Deinem Dienst,
sondern Kinder Deines Herzens,
Söhne und Töchter in Deinem Haus sind,
auf denen Dein ganzes Wohlgefallen ruht.
Dein dreifaltiges Leben will Kreise ziehen
in unseren Herzen und Beziehungen.
Nach Deinem Bild, dreieinige Liebe,
nach Deinem Gleichnis sind wir geschaffen.
Unser Herz ist bestimmt, Dein Heiligtum zu sein,
Ewiger, Allheiliger, Fülle des Lebens, unendlicher Gott.

CONFITEOR (Krise: Ich muß bekennen)

Gnädiger Gott, der Blick auf Maria,
Dein vollkommenstes Geschöpf, Deine erwählte Tochter,
zeigt mir meine Berufung; dafür danke ich Dir.
In diesem Spiegel erkenne ich aber voll Beschämung und Schmerz
meinen Zustand als gebrochener und sündiger Mensch.
Welches Unglück ist eingebrochen in unser Menschsein,
daß wir nicht wie Maria sind?
Dieser unbestechliche Spiegel deckt die Sünde auf,
die seit Adam und Eva uns Menschen verunstaltet
und uns aus dem Garten der liebenden Vertrautheit mit Dir
verbannt und ins Reich des Todes getrieben hat.
Wir sind verwildert wie edle Pflanzen
ohne die schützende und pflegende Hand des Gärtners,
wird sind versteppt wie ein Garten ohne Wasser,
wir sind verwaorlost wie Schafe ohne den guten Hirten.
Du, mein Gott, erbarme Dich.
Vor Dich bringe ich meine Klage über meine Gebrochenheit,
über die schmerzlichen Bruchstellen in mir.
Ich bin so erschreckend weit entfernt von dem,
was Maria in ihrer unzerstörten Lebensfülle ausstrahlt.
Mächte des Todes und der Verwirrung sind in mir.
Ich bringe Dir meine Klage über uns Menschen,
die wir eine blutige Spur der Zerstörung und Verwüstung
seit Kain bis Auschwitz hinter uns herziehen
in sich steigernden Kreisen und Tiraden.
Wie kann ich noch an den Menschen, wie an mich glauben,
nach all dem, was geschehen ist und geschieht?
Nun erst, da ich in Maria sehe, was sein könnte,
wozu Du uns Menschen berufen hast, nun erst
bekenne ich vor Dir, Gott dem Allmächtigen,
daß wir gesündigt haben von der Wurzel an.
Im Blick auf Maria werden alle Ausreden genommen,
alle Beschönigungen und Masken fallen ab,
nackt, entkleidet bis unter die Haut, stehe ich vor Dir.
Und doch nehme ich Zuflucht zu Dir aus diesem Tale der Tränen.

MAGNIFICAT (Lobpreis: Du hast Großes an mir getan)

Erbarrender Gott,
der Blick auf Maria in ihrer unverdorbenen Reinheit und Schönheit
hat mich in eine Krise, in eine tiefe Erschütterung geführt.
Ich bin bestürzt über die Abgründe meines unerlösten Menschseins.
Aber Du willst nicht, daß dies das letzte Wort ist
über mich und über uns Menschen.
Immer wieder darf ich auf die Immaculata schauen
und im Blick auf das Wunder der Gnade, das an ihr geschehen ist,
in einer neuen, unerwarteten Weise begreifen:
Du hast Deine Entscheidung nicht zurückgenommen,
uns Menschen hineinzunehmen in Dein Innerstes,
in den Strom schenkender und empfangender Liebe.
Du hast wahrhaft alles darangegeben,
daß Dein Ebenbild nicht verdirbt und verelendet.
Du hast Dir Dein ewiges Wort aus dem Himmel gerissen,
um es in die Wüste dieser Welt einzupflanzen
und einen Raum des Lebens für alle Menschen zu begründen:
Dein Reich mitten unter uns in Christus Jesus.
Wo ER ankommt, da beginnt das Leben neu.
Und dieser Neubeginn ist nach Deiner göttlichen Art:
nicht mühsames Ausbessern und Flickern,
sondern eine neue Schöpfung voller Schönheit.
Keine Evolution und kein guter Wille,
sondern das Blut Deines Sohnes tränkt die Wüste,
so daß sie noch schöner blüht als das Paradies.
Wo das Blut aus den Wunden Deines Sohnes niederfiel,
dort hat die neue, unbefleckte Schöpfung begonnen.
Sie trägt einen Namen: Maria Immaculata.
Sie ist die Frau voller Lebendigkeit und Schönheit,
erfüllt von Deiner unerschöpflichen Liebesfülle.
Sie ist wie ein Garten in der Wüste, wie das Stück Paradies,
das Du im Schatten Deiner Hand bewahrt
und mit neuer Liebe eingepflanzt hast.
Ich danke Dir, erbarmender Gott, für Maria.
Ich danke Dir, daß Du mich, daß Du alle Menschen berufen hast,
ein Abbild der Immaculata, eine kleine Maria zu sein.
Der Blick auf sie befreit mich zu einem frohen Lobpreis:
Ich preise Dich mit ihr und in ihr,
denn Du hast das Geschöpf Deiner Hände
aus dem Schmutz der Sünde erhoben

und aus den Fängen des Todes befreit.
Du hast Großes an uns getan in Jesus, unserem Retter.
Nichts kann uns trennen von jener Liebe des Erlösers,
die Maria radikal vor aller Sünde bewahrt
und zum Bild befreiten und heilen Menschseins gemacht hat.
Du krönst sie und uns mit unendlichem Erbarmen.
Sei gepriesen, daß Du uns erschaffen,
sei gepriesen und in alle Ewigkeit geliebt,
daß Du uns in so wunderbarer Weise erneuert
und uns mit Maria in Dein Reich gerufen hast.

Rainer Birkenmaier

*„Die Idealgestalt der Immaculata entlockt Herz und Lippen ein freudiges Credo,
ein demütiges Confiteor und ein jubelndes Magnificat“*

Pater J. Kentenich

Josef Engling – Mitgründer Schönstatts
Eine geistliche Wirkungsgeschichte

„Unwillkürlich denke ich an den Tod von Josef Engling... das erste Wort, das ich nach Einsichtnahme in die Mitteilung sagte, war: Gott sei Dank, daß Josef tot ist, jetzt haben wir einen Heiligen. Heute darf ich beifügen: Gott sei Dank, daß Schwester Emilie es seinem Vorbild gleichgetan hat; jetzt können beide einander dort oben am Throne der MTA die Hand reichen und sich ihr zur Verfügung stellen, um vom Himmel aus ihre schöpferische Arbeit für das Schönstattwerk fortzusetzen und zu vollenden.“ So schrieb Pater Kentenich im Todesjahr von Schwester Emilie Engel 1955 (vgl. REGNUM 3/93, S. 135-141). Er weist darin auf die beiden Gestalten hin, die wohl am reinsten und gewinnendsten die Art des Christseins verkörpert haben, wie die Schönstatt-Spiritualität sie der Kirche auf ihrem schwierigen Weg in eine neue Zukunft schenken möchte. Wenn wir in diesem Jahr den 75. Todestag Josef Englings begehen, soll deshalb ein Blick auf diesen jungen Mitgründer Pater Kentenichs fallen. Dieser sah in seinem „Meisterschüler“ eine reife Erstlingsfrucht des Liebesbündnisses mit der Gottesmutter, der Mater ter admirabilis von Schönstatt. Immer wieder hat er auf ihn hingewiesen und alle eingeladen, seinem Vorbild zu folgen. Engling gehört einfach zur „Topographie der geistigen Landschaft“, die Gottes Vorsehung in Schönstatt angelegt hat. So ist er gleichsam zur Symbolfigur Schönstatts geworden. Pater Kentenich erwartete von einer eventuellen Selig- und Heiligensprechung auch so etwas wie eine Legitimierung des neuen Heiligkeitsweges, des ganzen Werkes und auch seines Gründers. Wie das gläubige Volk aber zu allen Zeiten mit seinen Heiligen umgegangen ist, so möchte der geistliche Vater auch uns seinen „Erstgeborenen“ vorstellen als Begleiter auf unserem Lebensweg. Wir erhoffen von seiner Fürbittmacht im Himmel, daß er sozusagen als „Zeitgenosse“ an unserer Seite bleibt, uns in allen Anliegen und Schwierigkeiten hilft, aus den Grundkräften der Schönstattspiritualität zu leben und der gleichen Sendung zu dienen, für die er gelebt hat und gestorben ist.

Wir wollen in diesem Artikel nicht so sehr sein Leben betrachten und vor uns aufleuchten lassen – dafür gibt es eine Reihe von Biographien und Veröffentlichungen –, sondern seiner *Wirkungsgeschichte in der Schönstattfamilie* und weit darüber hinaus nachgehen. Diese Wirksamkeit begann bereits kurz nach seinem Tod (wenn wir einmal von dem Einfluß absehen, den er

bereits zu seinen Lebzeiten ausgeübt hat). Pater Kentenich gab damals den Mitsodalen tieferen Einblick in das Leben und Streben Englings. Er veröffentlichte mit dem ausdrücklichen Einverständnis Englings in der Zeitschrift „MTA“ ganze Passagen aus den Tagebüchern und Notizen unter dem Titel „Omnibus omnia – Selbstzeichnungen einer jugendlichen Heldenseele in ihrem Werden und Wachsen“. Die Absicht ist eindeutig: „Exempla trahunt“ – Beispiele bewegen und reißen mit, Leben entzündet sich am Leben. Immer schon suchte der Spiritual die Erfahrung der Einzelnen weiterzugeben: zur „gegenseitigen Anregung im Kampfe für unsere bedrohten Ideale in schwerer Zeit“, wie er im Untertitel der Zeitschrift „MTA“ formulierte. Mit den Auszügen aus dem geistlichen Tagebuch lenkte Pater Kentenich den *Blick auf den Ideen- und Lebensstrom, auf die triebkräftige Wurzel und das tragfähige Fundament der Seelengeschichte Josef Englings*. Später faßte er sein Urteil so zusammen: „Im ersten Frühling der Familiengeschichte blühte in ihm in wunderbarer Pracht die Welt auf, die in der Folge andere nach ihm und mit ihm im Frühling ihres Lebens langsam wachsend in sich aufgenommen und verlebendigt haben“ (1954).

Die Veröffentlichungen verfehlten nicht ihre Wirkung. Bei der Wiedersehens- und Gedächtnisfeier der heimgekehrten Soldaten 1919 spielte Josef Engling neben anderen gefallenen „Heldensodalen“ bereits eine herausragende Rolle.

Es wurde um Engling nicht mehr still. Bald wurde es für das forschende Auge Pater Kentenichs deutlich, daß Engling offensichtlich selbst angefangen hatte, Seelen auf sich aufmerksam zu machen. Im Apostolischen Bund und in der Apostolischen Liga, der beginnenden Schönstattbewegung, spielte Engling als der zuverlässige Zeuge der Gründungszeit bald eine geradezu maßgebende Rolle. 1924 begann Dr. Heinrich Schulte PSM „auf Drängen vieler Freunde und Mitglieder der Apostolischen Bewegung von Schönstatt“ eine umfassende Biographie, die 1932 unter dem Titel: „Omnibus omnia, Lebensbild einer jugendlichen Heldenseele aus Schönstatts Gründungstagen“ erschien. Sie diente später – zusammen mit den von Pater Menningen ausgearbeiteten Artikeln – als biographische Unterlage für das 1952 begonnene Seligsprechungsverfahren.

Neben dem nahezu lückenlosen Quellenwerk erarbeitete Pater Menningen ein mehr erzählendes Buch mit vielen Schilderungen der äußeren Lebensverhältnisse, die das Bild Englings als eines Werktagsheligen verständlich und liebenswert machen: „Held im Werktag“.

Wie sehr der jugendliche Mitgründer die Grundkräfte Schönstatts in seinem Leben verkörpert hatte, wurde an einem zweiten Buch Pater Menningens deutlich: „Die Erziehungslehre Schönstatts, dargestellt am Lebensbild Josef Englings.“ Für immer mehr Menschen wurde er so zum Vorbild, Einzelne und Gruppen studierten sein Leben, lernten von ihm. Aber natürlich

gab es nach wie vor auch solche, die mit seiner Art so ihre Schwierigkeiten hatten, manchen erschloß sich sein Wesen nur langsam.

Inzwischen waren auch die Nazis auf den jungen Soldaten des Ersten Weltkriegs aufmerksam geworden, der in Schönstatt als „Held“ verehrt wurde. Die Broschüre von Pater Menningen „Treu befunden – ein Lebensbild aus den Jahren des Weltkriegs 1914-18“ wurde beschlagnahmt. Die Geheime Staatspolizei wollte kein „Heldentum“ auf katholischer Seite dulden. Wichtig für die weitere Wirkungsgeschichte Josef Englings wurde der Griff Pater Kantenichs, der den jungen Menschen in Schönstatt *die Gestalt Josef Englings als Vorbild* vor Augen stellte, das immer neu aktualisiert werden muß. So formulierte er beispielsweise auf einer Gymnasiastentagung 1936: „Es müßte mit der Zeit in jedem Hause *ein zweiter Josef Engling* entstehen! Und wenn ich selber nicht dazu berufen bin, dann möchte ich doch wenigstens als ein Steinchen gelten, um zu dem Postament benutzt zu werden, auf dem später einmal der Heilige zu stehen kommen soll, der aus unserem Haus hervorstößt und blüht.“ Zu Weihnachten 1935 rief Pater Kantenich für die Formungs- und Bildungsarbeit innerhalb der Schönstattbewegung ein „Josef-Engling-Jahr“ aus unter dem Motto: „Es lebe Josef Engling in unserem Herzen und Leben, in unserer Familie und in der Kirche!“ Die sogenannte Generation der „Schwarzen Kreuze“ unter den Gymnasiasten des Pallottiner-Nachwuchses setzte sich dafür ein, die Gebeine Josef Englings und anderer Heldensodalen der Gründungszeit des Ersten Weltkrieges heimzuholen. Aber trotz allen Suchens wurden die sterblichen Überreste Englings nicht gefunden. 1934 wurden zwei jugendliche Mitgründer „heimgeholt“: Max Brunner und Hans Wormer. Hinter dem Heiligtum wurde ein Denk- und Mahnmal errichtet, der „*Englingstein*“, mit den Namen der jugendlichen Helden. Er ist in späteren Jahren oftmals nachgebildet worden und ergänzt das „Nichts ohne Dich“ der Heiligtümer durch das „Nichts ohne uns“ der Heldengräber. So entdeckt ein Rückblick auf die Zeitspanne der dreißiger Jahre eine Neuauflage des alten Sodalengeistes.

Gegen Ende des Jahrzehnts und beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges formulierte die neue Generation des „*Ver sacrum*“, des heiligen Weihefrühlings: „*Wir büten Euer Erbe!*“. Josef Engling war auch ihre zentrale Vorbildgestalt. Julius Steinkaul, einer ihrer Führer, schrieb: „Aus uns muß ein Josef Engling herauswachsen“, und Heinz Schäfer formulierte als sein Ideal: „Ich will ein zweiter Josef Engling werden.“ Sie sind ihrem Vorbild bis zum Lebensopfer gefolgt. Auch Fritz Hillebrand gehört hierher, der sich den Zweitnamen Josef beilegte, weil er ein priesterlicher Josef Engling werden wollte.

Wer die Jahrzehnte seitdem überprüft, stellt fest, wie sehr das große Vorbild der Frühzeit sich auf das heroische Streben seiner Nachfolger ausgewirkt hat. Man denke an Schwester Emilie, Maria Laufenberg, *Gilbert Schimmel*, dem Pater Kentenich nach seinem Tod den Titel „*Engling für die USA*“ geben konnte (1959). Den früh verstorbenen chilenischen *Marienbruder Mario Hiriart* nannte er „*Engling für Südamerika*“. Eine ganze Monographie könnte man füllen mit den vielen Beispielen vergleichbarer „Sterne am Schönstatthimmel“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen erneut Suchaktionen nach den Gebeinen Englings in Frankreich. Das ehemalige *Kampfgelände um Cambrai* wurde durchforstet, man befragte die Bauern der Umgebung. Wohl wurden manche vergessene Soldatengräber entdeckt, aber das Grab Englings blieb verschollen. Die Bevölkerung verfolgte zuerst ängstlich, dann mit innerer Anteilnahme, was die Deutschen da wollten. Schließlich wurde Josef sogar ihr Freund, sie nannten ihn „le Saint de la montagne“. Die französische Pax-Christi-Jugend engagierte sich. Sie ging mit den Pilgergruppen auf den Spuren Josef Englings den „Todesweg“ mit, betete in gemeinsamen Feierstunden für den Frieden, gab Josef schließlich den Titel „*un soldat de la réconciliation*“. Das alte Estaminet St. Hubert konnte erworben werden und wurde zu einer Bleibe für die vielen Englingpilger umgewandelt. Die Marienbrüder machten sich zum Sachwalter an der Todesstelle ihres Patrons Josef Engling.

Während der fünfziger und sechziger Jahre wurde Cambrai zum Zufluchtsort für Veranstaltungen, die am Ort Schönstatt nicht mehr möglich waren. In der Begegnung mit der Person und dem Leben Josef Englings fand man das ganze ursprüngliche Schönstatt, er verwies auf „Herrin, Haupt und Heiligtum“. Das Jahr 1959 stand unter der Jahreslosung: „Leben aus der Bündniswirklichkeit wie Josef Engling.“

Die Todesstelle übte ihre Anziehung aus. Die *Cambraifahrten* mehrten sich. Auf einem nahen Grundstück erstand ein *Mémorial* mit einem *Feuerbecken*, in dem „Englingfeuer“ loderten und die Briefe verbrannten, in denen Sehnsüchte, Vorsätze und demütiges Bekenntnis eigener Schwächen dem „großen Bruder“ im Himmel anvertraut wurden. Ihm durfte man sich ungeniert in allen Anliegen anvertrauen. Wie oft wurde gerufen „Josef, hilf!“. Und er hat ganz offensichtlich gehört und oft spürbar geholfen. Auf seine Art bestätigte er, was ihm schon zu Lebzeiten gesagt wurde: Du warst stets ein guter Kamerad.

Die eher knappe Darstellung dessen, was man die Wirkungsgeschichte Josef Englings in der Schönstattfamilie nennen kann, läßt erkennen, daß der Meisterschüler des Gründers einen *starken Einfluß auf das innere Leben und*

Streben ungezählt vieler ausgeübt hat. Das Vertrauen auf ihn hat viele kleinere und größere Gebetserhörungen gebracht. Zwei Fälle ganz besonderer Art haben sich in die Annalen der Schönstattgeschichte eingetragen:

Einmal das, was an der *Alten Lys bei Merville-Calonne* in Flandern geschehen ist. Engling hatte dort am 31. Mai 1918 in einem Granattrichter der Gottesmutter von Schönstatt sein Lebensopfer angeboten. Viele, die diesen denkwürdigen Platz berührt und sich dem Geist des Ortes ausgesetzt haben, ließen sich von ihm den Mut zu ganzheitlichem Streben und zur vollen Hingabe im Liebesbündnis schenken. Das Familienwerk konnte dort 1964 eine Gedächtnisstätte errichten. Die Familien trugen Josef ihre Anliegen vor: Er möge den Gründer bald aus seinem Exilsort wieder nach Schönstatt zurückholen; er möge dafür sorgen, daß der Familienverband verwirklicht und die neue Patresgemeinschaft als *pars motrix et centralis* gegründet werden könne; er solle mithelfen, daß unter den Schönstattfamilien Heilige wachsen. Nicht allzu lange und Engling zeigte, wie sehr er sich dieser Bitten angenommen hatte.

Ein zweites wichtiges Ereignis war der *Bau des „Heiligtums der Einheit“ in der Nähe der Todesstelle*. Die Einweihung am 12. September 1965 durch Erzbischof Henri Jenny von Cambrai fiel in die letzte Phase der Verbannungszeit des Gründers und der Auseinandersetzungen um das Leitbild der Gründung und ihre Anerkennung durch die kirchliche Hierarchie. Der Erzbischof, der anfänglich sehr reserviert allen Bestrebungen um die Gedächtnisstätte des deutschen Soldaten gegenübergestanden hatte, war mittlerweile ganz von seiner Gestalt und den Früchten seines Wirkens eingenommen. Für ihn wurde die Einweihung des Heiligtums der Einheit zu einem Fest des Friedens zwischen den beiden Nachbarvölkern, die sich so oft in blutigen Kriegen gegenübergestanden hatten.

Der Tag darauf, der 13. September, brachte die Überraschung, für viele geradezu ein Wunder: ein Telegramm berief den Gründer aus Milwaukee nach Rom. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Schönstattfamilie in der ganzen Welt: hatte Englings Fürbitte Gott und die Gottesmutter bewogen, als Gegengabe für das neue Heiligtum die Heimkehr des Gründers zu bewirken?

Was noch über die Wirksamkeit Englings zu berichten ist? Die Schönstattbewegung macht in Frankreich nur sehr langsam Fortschritte. 1934 hatte Pater Kentenich in einer Ansprache zur Heimholung der beiden Helden-sodalen Josef Engling die Bitte vorgetragen: „Wenn es nicht den Absichten Gottes entspricht (Dich zu finden und nach Schönstatt heimzubringen), bitten wir, bewirke, daß das Werk, Dein Werk, das Werk der Dreimal Wunderbaren Mutter, zunächst in Frankreich und dann überall im Ausland Wurzel faßt, wo Gott Dir eine Aufgabe gegeben hat.“ Ein Zeichen ist es, daß

eine erste größere französische Biographie erschienen ist: René Lejeune, *Joseph Engling et la spiritualité de Schönstatt* (1992, Parvis).

Die Cambraifahrten werden bis heute weitergeführt, sie wirken oft tiefer als Exerzitien und Tagungen üblichen Stils. Der „Geist des Ortes“ prägt den, der sich in den Bannkreis der Todesstelle Josef Englings begibt. Die Marienschwestern hüten den Ort und den Geist.

Die Worte Pater Kentenichs zum 4. Oktober 1968, kurz vor seinem Tod geschrieben, sollen den Artikel über die Wirkungsgeschichte Josef Englings abschließen:

„Als ich Ende 1965 aus 14jähriger Verbannung in die Heimat zurückkam und Frankreich überflog, machte mich unser Englingapostel Pater Menningen, dem ich 1942 vom Gefängnis den ‚Prophetenmantel‘ über die Schultern geworfen und der mich begleitete, auf Cambrai aufmerksam. Spontan begriff ich und erklärte: Die Englingströmung, die von dort gespeist wird, hat sich inzwischen als ein Meisterwerk göttlicher Führung und menschlicher Fügsamkeit erwiesen. Als grundsätzliche Erörterungen untersagt waren, hat sie in bedeutend wirksamerer Weise die Familie innerlich erfaßt und durchdrungen... Möge das 50jährige Jubiläum seines Todes ihn in uns neu lebendig und der Seligsprechung durch die erforderlichen Wunder würdig werden lassen.“

Ob es bald gelingen wird, den schon seit 1964 unterbrochenen Prozeß der Seligsprechung des Dieners Gottes wieder neu in Gang zu bringen?

Literaturangaben

Pater Joseph Kentenich, Josef Engling – eine Textsammlung, zusammengestellt von P. Josef Maria Klein, 1988

Heinrich Schulte, Omnibus omnia, 2 Bde., Limburg 1932, zweite Auflage in einem Band, ebd. 1937

Alex Menningen, Held im Werktag, Limburg 1938; zweite Auflage „Josef Engling, ein Lebensbild aus der Gründungszeit Schönstatts“, Vallendar 1951; dritte, überarbeitete Auflage „Maria ganz zu eigen – Josef Engling, Mitbegründer Schönstatts“, Vallendar 1977

ders., Die Erziehungslehre Schönstatts, dargestellt am Lebensbild Josef Englings – Schönstatt-Studien Heft 2, Limburg 1936

Anna Maria Weinlein, Josef Engling – ein jugendlicher Held, Limburg 1933

Hermann Lörbach (= Alex Menningen), Treu befunden – ein Lebensbild aus den Jahren des Weltkrieges 1914-18, Neuwied 1939

Josef Maria Klein

KLEINER LITERATURBERICHT

Symbole

Als „Zeichen der Zeit“ kann man das starke Interesse deuten, das in einer Fülle von Veröffentlichungen über einen bestimmten Lebensbereich erkennbar wird. Seit einigen Jahrzehnten gilt dem Phänomen der Symbole eine solche gesteigerte Aufmerksamkeit. Ob es Lexika sind oder themenzentrierte Abhandlungen von Religionspädagogen, Bibelwissenschaftlern, Mystikforschern, Kunstwissenschaftlern oder Tiefenpsychologen – das vitale Interesse ist unübersehbar.

Zwar ist das Stichwort „Symbol“ auch für die Computerwelt zentral, aber dort sind damit „Zeichen“ gemeint, auf die man sich allgemein verständigt hat, um Gemeintes eindeutig anzuzeigen, erkennen und benennen zu können. Falsch wird dieses Symbolverständnis dann, wenn es als wissenschaftlich alleingültig ausgegeben wird. Dieses abstrakte und rationale Verständnis möchte oft jede andere Auffassung von Symbol, z. B. der Theologie, der Kunstwissenschaft, der Tiefenpsychologie als „esoterisch, mystisch, suspekt“ (Lurker, Botschaft 19) abtun. Damit wird die Tiefendimension der Menschenwelt und der Schöpfung verfehlt. Neben dem Sinnhaften gibt es eben auch das Sinnhafte, jenen geheimnisvollen „Mehrwert“, der sich der unmittelbaren Wahrnehmbarkeit zwar entzieht, aber nicht weniger wirklich und wirksam ist und etwas anderes, Höheres als das bloße Zeichen repräsentiert (wie z. B. im Bereich politischer Symbole die Fahne).

In diesem Zusammenhang sei bereits auf die tiefste Dimension, die des Göttlichen, des Heiligen und Heiligenden hingewiesen, die sich mit Sinnhaft-Leiblichem verbinden kann und, wie wir glauben, auch verbunden hat. Denn „es gibt nicht nur Zeichen, mit denen wir etwas sagen“, sondern auch Zeichen, „mit denen Gott uns etwas ‚sagt‘, die er uns gibt“ (J. Pieper, in: Glaubenszeichen 77).

Allgemeiner ausgedrückt: Als Zusammengesetztes steht das Symbol im Schnittpunkt des Vordergründigen und des Hintergründigen, also zweier Seinsebenen. „Gerade durch seinen Schnittpunktcharakter ist es (das Symbol) aber nicht nur ein (von einer Ebene auf die andere) hinweisendes Zeichen, sondern hat auch an beiden teil.“ Im Äußeren (z. B. Form, Farbe, Wort) offenbart es ein Inneres, „im Sichtbaren das Unsichtbare. Durch das Transzendieren auf eine andere Seinsebene entzieht sich das Symbol einem nur begrifflichen Denken“ (M. Lurker, Botschaft 20). Wenn auch langsam, so wächst doch inzwischen die Erkenntnis, „daß das begrifflich-analytische Denken nicht das einzige Medium der Vernunft ist, ja daß es durch das bildhaft-synthetische Denken einer Ergänzung und eines Korrektivs bedarf“

(M. Lurker, a. a. O. Vorwort). „Symbolisches Denken ist ein Denken in Analogien, Relationen, Synthesen, es ist auf die Ganzheit gerichtet“ (Pater Kenenich würde es dem „organischen Denken“ zuordnen). „Durch den Zusammenfall rationaler und irrationaler Momente, durch das Offenbarwerden des Sinnes im Sinnlichen erhält das Symbol seine ihm eigene Spannung“ (M. Lurker, a. a. O. 22).

ZUR SITUATION

Mit dieser „Spannung“ hat zum Teil gewiß auch die eingangs erwähnte Flut an Veröffentlichungen zur Symbolthematik zu tun. Denn wo sie im Zuge des unser Jahrhundert immer deutlicher prägenden Kulturbruchs aufgelöst wird zugunsten einer rein technisch-machbaren Zeichenwelt, aber auch wo der „spalterische Ungeist“ sein Wesen treibt und den sinndeutenden Zusammenhang von Wort und Bild in Bilderflut hie und Wörterflut dort „atomisiert“ (M. Picard), wo Schlagworte, Parolen, Formeln, Abkürzungen ... „den Platz von Metaphern besetzen“ und eine lebensgesättigte Sprache zerstören (J. Splett, ‚Animal symbolicum‘ [E. Cassirer], in: Lebendiges Zeugnis 3/1983, 13), da stimmt etwas Fundamentales nicht mehr, da verliert der Mensch sein Gleichgewicht. Er verliert über dem „nützlich-zweckmäßigen Lebensvordergrund“ den eigentlichen „Lebensgrund“ (A. Rosenberg, Ursymbole 18). Viele psychische Krankheiten haben in diesem Verlust und mehr noch in dem rationalistischen Mißverständnis dessen, was mit dem Menschen als „animal rationale“ gemeint ist, ihre tiefsten Wurzeln. Ein wissenschaftlich-technisches Zeitalter „in imperialer Ausschließlichkeit“ macht krank. Der Verlust einer kontemplativen Weltsicht, „Amusie und Asymbolie sind die Krankheiten der Eindeutigkeit, die die Grundtugend des animal rationale ist. Sie bringt nicht Menschen, sondern Computer hervor und nicht freie Gesellschaften, sondern Bürokratien anonymer Funktionäre und Apparate“ (H. Saner). Darauf verweist ein von *G. Benedetti und U. Rauchfleisch* hrsg. Buch „Welt der Symbole“, dem das gerade herangezogene Zitat aus H. Saners Beitrag „Der Mensch als symbolfähiges Wesen“ entnommen ist (21). Diese wissenschaftliche Publikation (in 1. Auflg. 1988, in 2. Auflg. bereits 1989 erschienen) geht auf eine interdisziplinäre Vorlesungsreihe der Universität Basel zurück, die sich dem Bedürfnis von Psychologen und Psychotherapeuten „nach Austausch mit der Symbolforschung der Geisteswissenschaften“ (Vorwort) verdankt. Es wächst offenbar die Einsicht, daß man das „Ganze“ im Blick auf den Menschen auch in den Humanwissenschaften verloren hat und es – insbesondere um des leidenden Menschen willen – erneut und dringlich suchen muß. Wenn allerdings dieses interdisziplinäre Unternehmen selber als „ein Symbol des

Ganzen“ bezeichnet wird (9), so stimmt das nur sehr begrenzt. Denn das reiche Feld katholischer Symbolforschung hat man überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Und die protestantisch-liberale Theologie selbst ist nur mit einem Beitrag über „Die symbolischen Handlungen der alttestamentlichen Propheten“ von K. Seybold und „Religionsethnologische(n) Überlegungen zum Symbolbegriff“ von M. Schuster vertreten.

„EINFÜHRUNG IN DIE WELT DER SYMBOLE“

Unter diesem Titel ist ein fundamentales Werk von *G. de Champeaux und Dom S. Sterckx* anzuzeigen, das 1989 bei Zodiaque in Frankreich, in deutscher Übersetzung 1990 bei Echter herausgekommen ist. Diese reife Frucht einer langjährigen anthropologischen, theologischen und kunstgeschichtlichen Forschung steht im Dienst der Hinführung des modernen Menschen zur Welt der Symbole überhaupt. Doch wird dafür beispielhaft die große Kunst der Romanik aufgeschlüsselt und mit Hilfe meisterlicher Schwarzweißaufnahmen zugleich das Schauen beansprucht und eingeübt. Man lernt aufs neue mit den mittelalterlichen Künstlern den Himmel zu beobachten, wird mitgenommen in das Verständnis symbolischer Grundformen wie Kreis, Kreuz, Quadrat und Zentrum, lernt den Tempel Israels und den christlichen Sakralbau in seinen Symbolstrukturen kennen, gewinnt ein Verhältnis zu Symbolen wie Berg und Stein (Altarstein, Taufstein ...). Der Mensch selber in seinem Schöpfungszusammenhang mit Makro- und Mikrokosmos, der innere Mensch, aber auch der menschliche Körper und die Symbolik seiner Glieder – all das kommt in den Blick. Darüber hinaus die symbolische Bedeutung des Baumes überhaupt und die des Kreuzesbaumes insbesondere. Abschließend wird betrachtend die Bedeutung der Christusgestalt als König der Welt, als Zeitherrscher und Herrscher über den Kosmos mit Zepter, Krone, Weltkugel ... erläutert, so wie sie oft im Tympanon romanischer Dome zu finden ist.

Dieses Buch ist weit mehr als ein Lehrbuch. Es ist ein Lese- und Betrachtungsbuch, ja letztlich eine Einführung und Hinführung zum Credo als „Symbolon“, insofern darin die fundamentalen Inhalte des christlichen Glaubens zur Einheit zusammengefaßt und -gefügt sind. Diese unaufdringliche und zugleich spirituell tiefe und überzeugende Art der Glaubensweitergabe an Menschen unserer Tage ist faszinierend und den hohen Preis des Werkes für geistig interessierte Leser und Betrachter wahrlich wert. Alles in allem: eine seltene Kostbarkeit, ein wahres Geschenk!

„URSYMBOLE“

Zu den im weitesten Sinn „katholischen“ Publikationen gehören jene, die sich mit den sogen. „Ursymbolen“ befassen, z. B. das von *H. Kirchhoff* schon 1982, in 4. Aufl. 1991 hrsg. Buch „*Ursymbole und ihre Bedeutung für die religiöse Erziehung*“; ebenfalls das 1984 veröffentlichte und 1992 unter umgekehrtem Titel erneut erschienene Buch von *A. Rosenberg* „*Ursymbole und ihre Wandlung. Einführung in das Symbolverständnis*“, und nicht zuletzt das 1987 in 1., 1990 bereits in 3. Aufl. herausgekommene Buch von *O. Betz* „*Elementare Symbole. Zur tieferen Wahrnehmung des Lebens*“. Natürlich verdanken diese und ähnliche Veröffentlichungen wichtige Einsichten dem tiefenpsychologischen Gesamtwerk C. G. Jungs, insbesondere dem, was er im Blick auf menschheitlich-seelische „Archetypen“ und ihre Ähnlichkeit zu den Symbolen der Menschheitsreligionen erkannt hat. Gemeint sind Urbilder des Unbewußten, „ein geheimes Bildarsenal“ aus dem vieltausendjährigen Erfahrungsschatz der Menschheit, das „in uns ruht, aber bei bestimmten Situationen aufwacht und sich zu Wort meldet“, z. B. in Mythen, Märchen, Träumen (O. Betz, a. a. O. 12). Bei „Ursymbolen“ (z. B. Weg, Wüste, Baum, Wasser, Berg, Licht) handelt es sich um Seiendes, „dessen Verweischarakter (und dessen Angewiesensein) auf die Hälfte der ‚Bedeutung‘, des Numinosen, der Transzendenz, des Göttlichen so dicht, so mächtig, so einleuchtend ist, daß er von Menschen aller Rassen, Kulturen, Religionen erfahren werden kann und erfahren wird“ (H. Kirchhoff, a. a. O. 10). Aufgrund solcher Erfahrungen gibt es eine uralte gemeinsame Symbolsprache der Menschheit, die diese zutiefst verbinden könnte, aber überall in der modernen Welt gefährdet ist (s. oben). Die vielen Veröffentlichungen zur Symbolthematik könnten deshalb auch damit zu tun haben, daß gerade Symbolforscher wie die genannten (und zu ihnen gehört insbesondere auch der schon mehrfach erwähnte *M. Lurker* mit seinem grundlegenden Werk „*Die Botschaft der Symbole in Mythen, Kulturen und Religionen*“) dieser Gefährdung entgegenzuwirken trachten.

In diesem Zusammenhang muß auch auf das *Gesamtwerk E. Drewermanns* hingewiesen werden. Natürlich kann es hier nicht um die Darlegung seiner theologischen Defizite und Verabsolutierungen gehen. Wohl aber muß man m. E. sein Grundanliegen bejahen und sehr ernst nehmen. Es steht im Dienste des Menschen als „animal symbolicum“ (s. unten). Drewermann will den Zugang zur heilenden Botschaft Jesu von der Tiefenpsychologie her vermitteln, und zwar auf dem Weg über biblische Symbole, Bilder, Gleichnisse und die Ursymbole der Menschheitsreligionen. Auf diese Weise will er im Menschen verschüttetes Symbol-Leben wieder erwecken. Im Gefolge dieses Anliegens legt Drewermann in seinem voluminösen Werk (insbesondere in „*Tiefenpsychologie und Exegese*“) „den Finger auf bedrän-

gende Mängel. Allein sie offen angesprochen zu haben, ist ein Verdienst. Darum der große Widerhall.“ So J. Splett in seiner sehr differenzierten, kritisch-verständnisvollen dreiteiligen Stellungnahme zu Drewermanns Werk (in: Katholische Bildung, Heft 3 – 5/1990, hier 5,300). Der „boom“ an Veröffentlichungen zur Symbolthematik überhaupt dürfte zu einem erheblichen Teil mitausgelöst sein von Drewermann, seinen Anliegen, der Diskussion um sie und seine damit verbundene theologisch-kirchliche Position. Allerdings dürfte zutreffen, was J. Splett (im Rückverweis auf eine Bemerkung von J. Sudbrack) konstatiert: „Oft genug hören sie (Drewermanns Anhänger) nicht, was er sagt, sondern was er in ihnen anrührt, aufweckt und mitklingen läßt“ (a. a. O. 4,238). Aber auch das „Aufwachen“ ist ja schon viel!

ZUR DIAGNOSE UND THERAPIE

Ist „diaphane Weltbetrachtung“ überhaupt noch möglich?, so fragt O. Betz. Und er verweist in seinem bedenkenswerten, dichten Büchlein auf Ps 135,16 f., indem er ihn so aktualisiert: Es gibt Menschen, „die Sinne haben und doch so leben, als hätten sie keine ...; von der Diaphanie der Dinge, ihrem Geheimnischarakter, haben sie keine Ahnung. So erwächst aus der Stumpfheit der Sinne ein Vakuum an Sinn“ (32).

A. Rosenberg stellt (unter Hinweis auf R. Guardinis Diagnose, der heutige Mensch sei weithin „liturgieunfähig“ geworden) fest, der Mensch sei etwa seit der Zeit der Aufklärung „symbolunfähig“ geworden (a. a. O. 83), weil er seine Verbindung „zum Grunde“ weitgehend verloren habe. Aber, so Rosenberg: „Dies ist kein absoluter Zustand. Zweifellos ist die Unfähigkeit, das Leben aus seiner Tiefe zu verstehen und zu fassen, offensichtlich. Da aber der Mensch ohne symbolisches Imaginieren und Gestalten nicht zu leben vermag, weil das begriffliche Denken immer nur Teilzonen des Gesamtphänomens ‚Leben‘ zu fassen vermag und deshalb ... unerfüllte Leerstellen der innern und äußern Erfahrung sich ergeben, kann das symbolische Schauen und Denken nie völlig aus dem Dasein des Menschen verschwinden. Es kann darum selbst im schlechtesten Fall nur apokryph werden, das will sagen, ins Unbewußte verdrängt oder ‚begraben‘ werden“ (a. a. O. 83). Also gibt es nur eine Aufgabe: die Symbolfähigkeit vor allem junger Menschen wieder „auszugraben“ und zu entfalten.

Rosenberg selbst gibt dafür eine gute Hilfestellung, indem er außer einer Einführung in die Symbolik überhaupt (mit einer eindrucksvollen Erläuterung des Kreuzes als „Symbol aller Symbole“) auch Hinweise gibt zur Symbolik der Farben. Der Hauptteil des Büchleins enthält meditative Hinführungen zu mehr als zwanzig Ursymbolen, die Michael Eberle, ein junger

Maler-Graphiker, so ins Bild gesetzt hat, daß ihre „einfache Hintergründigkeit“ anschaulich wird (95). Nicht jeder Leser wird zu diesen Bildern einen Zugang gewinnen. Aber die Erläuterungen Rosenbergs sind eine echte Anregung zum „Schauen-lernen“, zu dem, was M. Lurker die „ars videndi“ nennt.

Ähnlich stellt auch O. Betz sich der Aufgabe einer erneuten Entfaltung der Symbolfähigkeit, indem er die Bedeutsamkeit der einzelnen menschlichen Sinne erschließt und beschreibt, wie man lernen kann, sie wieder zu gebrauchen. Er erschließt darüber hinaus die Symbolkraft der vier Elemente, der Zahlen, des Lichtes, der Farben und des Kreuzzeichens als einem nicht nur christlichen, sondern uralten Menschheitssymbol. Schließlich gibt Betz – sehr gut auf das Wesentliche hin gestrafft – Hilfen zum Verständnis einiger Hauptmotive christlicher Kunst, z. B. Adam und Eva, Maria, Kreuzigung ... Jüngstes Gericht. Alles in allem ist das Buch eine für jeden Christen, insbesondere aber für Religionspädagogen überaus informative und noch dazu preislich erschwingliche Hilfe.

Gleiches gilt von dem vom *Informationszentrum Berufe der Kirche* in Freiburg 1988 hrsg. Buch „*Glaubenszeichen*“. In ihm finden sich – verbunden mit hervorragenden Bildreproduktionen – der Text der in den 20er Jahren für die Wiedergewinnung des liturgie-symbolischen Sinnes bahnbrechenden kleinen Schrift R. Guardinis „Von heiligen Zeichen“ und der oben bereits erwähnte Vortrag von J. Pieper „Zeichen und Symbol als Sprache christlichen Glaubens“. Dieser Text ist nicht nur wichtig wegen der Diagnose, viele Menschen würden heute Symbole „in den Bereich des Ästhetisch-Musealen“ verweisen und damit die Realität des Zeichens schon zerstören. „Zugleich aber, und das ist das Schlimmste daran, wird es einem leichtgemacht, diesen Realitätsverlust gar nicht zu bemerken. Man ‚schätzt‘ ja das alles und könnte es gar nicht entbehren“ (71). Aber im Grunde werden die Symbole gerade so entwirklicht und wird die Welt aufgespalten in zwei getrennte Bereiche, in denen es entweder „nur Geistiges gibt oder nur Materielles“ (72). Auch bloße Information über Symbole genügt angesichts dieser Diagnose nicht. Pieper verweist in einem einzigen wirklich „klassischen“ Satz auf die angesichts der Situation fällige therapeutische Aufgabe: „Nur wer sein begriffliches Wissen von Zeichen und Symbol, auch von ‚heiligen Zeichen‘, in die Mitte seiner Existenz aufgenommen und es solchermaßen, wie Newman sagt, ‚realisiert‘ hat, der erst besitzt den ‚symbolischen oder sakramentlichen Sinn““. So J. W. Goethe (!) in *Dichtung und Wahrheit* (Pieper, a. a. O. 69). Dessen aber nicht genug. Pieper präzisiert diese Aufgabe, den „symbolischen oder sakramentlichen Sinn“ existentiell zu realisieren, indem er auf den dafür wiederzugewinnenden „Vorhof“ verweist: die Entfaltung der mit der Natur des Menschen gegebenen, aber verschütteten Voraussetzungen für das Verständnis und den Vollzug der Sakramente und heiligen Zeichen.

Es geht Pieper um die Sorge für die „praeambula sacramenti“ (66). Das ist eine Sorge, die ihn mit Pater Kentenich verbindet, der seinerseits stets darauf hingewiesen hat, daß die praeambula fidei rationabilia der Sorge für die praeambula fidei irrationabilia als ihrer Voraussetzung bedürfen. Beides entspricht der für jede Neuerweckung der Symbolfähigkeit und für jede Erziehung zum Symbolverständnis unentbehrlichen katholischen Grunderkenntnis, daß die Gnade der menschlichen Natur (samt Seele und Leib und Sinnhaftem) als Fundament bedarf.

Von hier aus ließe sich auch jenes Wort erläutern, das fast alle Symbolforscher zitieren, nämlich Ernst Cassirers Bestimmung des Menschen und seines Wesens als „animal symbolicum“ (in: *An Essay on Man*, New Haven 1944, deutsch: *Was ist der Mensch? Versuch einer Philosophie der menschlichen Kultur*, Stuttgart 1960, 40). Wenn jeder Gegensatz zur aristotelisch-thomistischen Bestimmung des Menschen als „animal rationale“ unterbleibt (weil sie der umfassenden Bedeutung von „ratio“ widersprechen würde, s. oben), ist diese Cassirersche Formel, mit der er des Menschen Kulturfähigkeit ausdrücken wollte, überaus anregend. Und dies insbesondere als Grund und Ausgang für jede religionspädagogische Einübung in den Umgang mit Symbolen.

ZUM UMGANG MIT SYMBOLEN

Die Erkenntnis von Defiziten und die Benennung von anstehenden Aufgaben ist eines, die Erschließung von Wegen, wie sie in der Praxis angegangen werden können, ist etwas anderes. Seit langem setzen vor allem die Religionspädagogen große Hoffnungen auf die „Symboldidaktik“, mit der sie der Kopflastigkeit im Religionsunterricht zu begegnen suchen. Die Werke von H. Halbfas und H. Kirchhoff und manche andere geben in diesem Bereich praktische Hilfe. Hier sei auf eine kleine Veröffentlichung aus dem Jahr 1987 hingewiesen, für die Praktiker aus dem Deutschen Katechetenverein als Herausgeber zeichnen: *„Spuren entdecken. Zum Umgang mit Symbolen“*, hrsg. von V. Hertle, M. Saller und R. Sauer. Ihnen (wie den Autoren und Autorinnen der vielen Einzelbeiträge) liegt daran, mit der pauschalen Behauptung aufzuräumen, der heutige (junge) Mensch sei symbolblind und nur auf die Oberflächenstruktur der Wirklichkeit fixiert (9). Gewiß fehlt den meisten das Verständnis für naturale Symbole und die traditionellen Symbole der (katholischen) Liturgie, wie Gewänder, Farben, „heilige Zeichen“. Aber das bedeutet keine Symbolunfähigkeit überhaupt, wie z. B. das unter der Jugend der Welt weitverbreitete Symbol der Friedenstaube von Taizé bestätigt, aber auch die Lichterketten von Menschen in großen Anliegen und die in vielen Kirchen aufgehängten, gemeinsam geknüpften

Netze als Symbol für Einheit und Bund und die Weltsendung der Christen. Die vorliegende Aufsatzsammlung gibt darüber hinaus Anregungen, wie auch in unserer technischen Welt symbolträchtige Dinge zu entdecken sind. R. Sauer verweist z. B. auf das Telefon, den Intercity-Zug und den Lift (der als ein ganz neues Wunderwerk der Technik schon Ende des letzten Jahrhunderts für Therese von Lisieux ein echtes und tiefes Symbol geistlichen Lebens war). – Interessant ist der Beitrag zum Thema „Fotografie und Symbol“. Die vielen „Symbolfotos“ in „Foto-Text-Büchern“, so B. Hoffmann, haben informativen Charakter; sie vermögen aber nicht den symbolischen Sinn zu wecken und wieder einzuüben, was ja die eigentliche Aufgabe einer Symboldidaktik sein müßte, „damit Menschen wieder mit Symbolen kommunizieren können“ (117). Wichtig ist auch der Aufsatz von J. Quadflieg über „Symbol und Antisymbol“, dargestellt am Beispiel des Weges (Weg, Irrweg, Abweg ...). Der Autor zeigt zudem eindringlich, daß es nicht genügt, Symbole zu erklären. Sie müssen „in uns so etwas wie (eine) Wirkungsgeschichte hervorrufen. Der Erziehung zum Symbol muß unser Erzogenwerden durch das Symbol folgen: Der Weg-Erfahrung das Wege-Gehen; dem Tür-Bild das Türen-Öffnen; der Hand-Mystik das Hände-Falten, das Hände-Reichen, das Hände-Rühren; dem Brot-Symbol das Brot-Teilen, dem Staunen über das Licht das Lichtblick-Sein“ (115).

Im letzten Teil geht es um eine „Hinführung zu Symbolen im Gottesdienst“. In eindrucksvoller Weise reflektiert Bischof Hemmerle anlässlich der Aachener Heiligtumsfahrt vor Kindern das Thema „Kleid als Spur Gottes“. Auch vom Familienbrauchtum der Weihnachts- und Osterfeste ist die Rede (J. Charytański) u. a. m. Ein hilfreiches Literatur-Verzeichnis zu Symbol und Symbolerziehung schließt den Band ab.

Zum Thema „Umgang mit Symbolen“ sei nur noch ein herausragendes Werk angezeigt: die 1991 erschienene, umfangreiche Arbeit der evangelischen Theologin U. Früchtel „Mit der Bibel Symbole entdecken“. Das Werk ist erwachsen aus jahrelanger theologisch-biblischer und religionspädagogischer Arbeit und entsprechend vorrangig für religionspädagogisch interessierte Leserinnen und Leser verfaßt. Es geht der Autorin um die Erschließung biblischer Texte, die sie im heutigen Zustand als Sinn Ganzes (12) sieht, sich also nicht auf historisch-kritische Fragen und Forschungsergebnisse einläßt. Menschen von heute sollen in der Sprache dieser Texte und ihrer Verfasser „Sinn finden und ihnen Sinn entnehmen“ können (12). Als zuverlässige Brücke, die heutigen Menschen einen eigenständigen und fruchtbaren Zugang zur Symbolhaftigkeit biblischer Texte bahnt, hat die Vf. jene Teile unserer Umgangssprache entdeckt, „die – oft achtlos genutzt – geladen sind mit Bildern und übertragenen Bedeutungen“ (Vorwort 11). Symbole, die sich in Bildern und Sprache äußern, erweisen sich von diesem Ansatz her als „ein wichtiges Bindeglied zwischen heutigen und früheren Erfahrun-

gen“, Fragen und Antworten. Ja, sie sind „wie ein Schlüssel mit doppeltem Bart, der sowohl unsere Wirklichkeit erhellen als auch die biblische Überlieferung erschließen will“ (12). Ein Beispiel: die Hand. Sie kann Symbol sein für Macht bzw. Ohnmacht, wenn jemand „alle Fäden in seiner Hand hat“ oder er nichts tun kann, weil „seine Hände gebunden sind“. Die Hand kann aber auch als Symbol einer inneren Verfassung verstanden werden: „seine Hände in Unschuld waschen“, „mit leeren Händen vor jemanden treten“ ... Dann gibt es die Analogie zwischen Gottes und des Menschen Hand: „Er führte sein Volk mit starker Hand“. Die Feinde Jesu beraten, wie sie „Hand an ihn legen können“. Der auferstandene, erhöhte Herr „sitzt zur Rechten (Hand) Gottes“ ... (166 – 184).

Zu diesem vorangestellten Ergebnis ihrer Studie führt die Vf. hin, indem sie den meisten Symbolforschern, die von der Tiefenpsychologie oder vergleichenden Religionswissenschaft herkommen, insofern den Kampf ansagt, als sie die Rede von menschheitlichen „Ursymbolen“, die einem „allen gemeinsamen Pool von Symbolen“ (12) entstammen und archetypischen Charakter haben, radikal ablehnt (148). Es ist darum auch konsequent, daß die Vf. das „Denkmuster vom menschheitlichen Ursprung, vom Verlust und der notwendigen Wiedergewinnung von Symbolen“ ablehnt. Dahinter vermutet sie die theologische Lehre von einem „Sein in uns“, das wieder entdeckt und entfaltet werden muß – eine Vorstellung, bei der der protestantisch-theologische Ansatz der Vf. im Sinne eines entschiedenen Nein! voll durchschlägt.

U. Früchtel unterscheidet I. biblische Kontrastsymbole aus den Phänomenen der Natur (z. B. Leere/Mangel und Fülle/Überfluß, Licht und Finsternis, Höhe und Tiefe ...). Kontrastsymbole stehen für die „Tiefenbefindlichkeit des einzelnen und seine Relation zu dem Einen Gott“ (113). In einem II. Kapitel betrachtet die Vf. Symbole aus Verhaltensweisen des Menschen (mit Fuß, Hand, Auge, Herz ...). Es geht III. um Symbole aus Natur und Kultur (Weg und Feuer) und schließlich IV. um Symbole aus der Kultur (Brunnen, Haus, Garten, Brot, Gewand, Schiff ...). In jedem dieser Kapitel verweist die Vf. auf anthropologische, theologische und christologische Konsequenzen für die religionspädagogische Arbeit. Denn „ohne Christologie läßt sich symbolisch weder von Gott noch vom Menschen reden“ (113). Auch sind die jeweils dichtesten biblischen Texte, die Gegenstand ihrer symboldidaktischen Erschließung sind, angefügt und drucktechnisch sehr gut für den Unterricht zubereitet. Grundsätzlich gilt: Wofür das Symbol in allgemein menschlicher und biblischer Überlieferung steht, „sagt nur das Wort als Erzählung, als Psalm, als Gleichnis. Wir erfahren es durch Sprache – durch nichts sonst!“ (113).

Schließlich bringt die Vf. zu jedem Kapitel wichtige Exkurse zu Einzelfragen. Es geht darin um „Ursymbole“, „verweigerter“ und „überholter“ Symbo-

le. Letztere sind solche, die – ihrer Ansicht nach – nichts mehr anrühren im Menschen, die kaum mehr zum Leben zu erwecken sind, weil sie einer anderen Zivilisationsstufe entstammen, wie z. B. Hirte, Töpfer, König (vgl. 558). Es geht in den Exkursen um anthropomorphe, metaphorische, mythologische Rede, jeweils gegenübergestellt der symbolischen Rede. Zu den biblisch, vor allem alttestamentlich „verweigten“ Symbolen zählt die Vf. z. B. den Baum. Er war damals bereits von anderen Religionen „besetzt“ (144). Und der Paradiesesbaum ist ihrer Ansicht nach „Antibaum“ (146), der der „Verwischung der Unterscheidung zwischen Schöpfer und Geschöpf“ und heiligen Bäumen und Hainen entgegensteht (146). Wenn man darum heute meint, „mit nostalgischen Remythisierungsrezepten“ der Kirche aufhelfen zu können, indem man meditierend vor Bäumen sitzt, führt das „in der Regel ins Abseits“ (113). Denn „trennscharf (ist) der Unterschied zwischen mythologischer und symbolischer Rede“ (391, 473). Ob sich diese trennscharfe Unterscheidung und Ablehnung des Baumsymbols aber durchhalten läßt, wenn man etwa an den Kreuzesbaum denkt? Fehlt hier nicht letztlich wiederum die katholische Sicht auf das Verhältnis von Gnade und Natur und eine letzte Konsequenz aus dem Geschehen der Inkarnation? Und ob nicht doch bedenkenswert ist, was Rosenberg meint: „Jede Religion hat seelische Wurzeln, Wurzeln im Seelisch-Religiösen. Schneidet man die ab zugunsten eines sogenannten ‚reinen‘ Wortes Gottes, zugunsten eines Prinzips der ‚sola scriptura‘ einerseits oder der reinen Innerlichkeit andererseits oder zugunsten einer sogenannten reinen Religion, dann fällt eben dies Wort Gottes in den Abgrund der Ratio und des Bewußtseins, in dem es atomisiert wird. Der Mensch aber lebt vom Wort und Brot – von sinnlicher Gestalterfahrung und Geist. Im Protestantismus und neuerdings unter seinem Einfluß auch in der katholischen Theologie hat sich dieser Prozeß der seelischen Entwurzelung des Religiösen intensiv und verhängnisvoll ereignet: eine Entwurzelung des Menschen war die Folge“ (33). Trotz mancher Fragen, die man an den „reinen“ biblischen Ansatz bzgl. der Symbole haben kann, ist das Werk U. Früchtels ungemein anregend – insbesondere wegen der Aufschlüsselung des Themas unter Zuhilfenahme heutiger Umgangssprache. Ob nicht aber gerade dieser Schlüssel im Grunde einen „reinen“ biblischen Ansatz in Frage stellt?

LEXIKA

Nur auf wenige sei hingewiesen. Das „*Lexikon der Symbole*“ von G. Heinz-Mohr will der Praxis dienen und dem Besucher von Kirchen, Museen und Burgen ..., aber auch dem Betrachter kunstgeschichtlicher Werke Bilder und Zeichen der christlichen Kunst in ihrer Bedeutung erklären. So will es

„dazu beitragen, einen inneren Zugang zu den heute äußerlich leichter und vielfältiger als früher zugänglichen Bildwerken zu eröffnen“ (17). Dieses Anliegen dürfte inhaltlich voll gelungen sein. Da das Format dieses Lexikons handlich, der Umfang „tragbar“ und die Kosten erschwinglich sind, kann es ein wirklich hilfreicher „Reisebegleiter“ für jeden sein, der verstehen will, was er – z. B. in den Ferien – sieht.

Wissenschaftlich fundiert und doch zugleich von stark meditativem Charakter und in der „religiösen Sprache des Glaubens“ geschrieben ist das *Neue Lexikon christlicher Symbole* aus dem Tyrolia Verlag. Die Benediktinerin *Renate Becker* hat das in fünf Auflagen erschienene bekannte Lexikon ihrer Mitschwester *Dorothea Forstner* mit neuen Schwerpunkten, aber völlig in deren Sinne weitergeführt. Das Werk ist nicht lexikographisch-alphabetisch, sondern thematisch nach 14 Symbolkreisen geordnet, unter denen man (auch mit Hilfe eines umfangreichen Registers) bestimmte Einzelsymbole findet – sachlich erklärt und meditativ erschlossen durch biblische Texte und solche der frühen und mittelalterlichen Kirche (begrenzt auf die Zeit bis etwa zum 12./13. Jh.). Auf den Symbolkreis „Gott schuf den Menschen nach seinem Bild“, ausgefaltet unter anderem in einer Betrachtung über weibliche und männliche Züge im biblischen Gottesbild (mit erstaunlichen Texten der Tradition), folgt ein Symbolkreis „Wege des Menschen und Wege Gottes“, darunter eine Hinführung zu den Symbolen heiliger Straßen und Reisen. Im Symbolkreis „Geborgenes Leben“ geht es um Herz, Schoß, Höhle, Haus. Von Pflanzen- und Tiersymbolen und von der Gewandsymbolik ist ebenso die Rede wie vom „Kreuz als Lebensbaum“ und „Orten der Gottesmächtigkeit“ u. a. m. Durchgängig ist das zentrale Anliegen der Verfasserinnen zu erkennen: Angesichts der seelischen Verkümmern des Menschen, für den Bilder, Rituale und Symbole aus der religiös-christlichen Welt- und Lebensdeutung gleichsam „Museumsstücke“ geworden sind – ästhetisch zwar geschätzt, aber „unverstanden und darum wirkungslos“ (9) – möchten sie einem Heilungsprozeß dienen, der zu einem neuen „Zwiegespräch“ mit der Schöpfung und so zum Wiedergewinn einer „zweiten Naivität“ (P. Ricoeur) führen kann (13). Zugleich soll deutlich werden, wie stark die christlichen Symbole „in der Tiefe der religiösen Symbolwelten der Menschheit beheimatet“ sind (17), und zwar so sehr, daß die Verfasserinnen in aller Ruhe konstatieren: „Es gibt kaum Symbole, die wir als eindeutig ‚ägyptisch‘, ‚indisch‘ oder ‚biblisch-christlich‘ einfachhin festlegen können“ (14). Vielmehr gibt es eine „faszinierende religionsgeschichtliche Verwandtschaft der Symbole“, ja so etwas wie eine „Familiengeschichte“ (14). – Das Werk ist eine gute Hilfe zur persönlichen Betrachtung und hilfreich auch für die Hinführung von Gemeinden zum tieferen Verständnis von Liturgie und religiöser Bilderwelt insgesamt.

Im Grundanliegen ähnlich, aber ohne Interpretationen und Bilder lediglich als zuverlässig orientierendes Nachschlagewerk konzipiert, ist *M. Lurkers* „*Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole*“. Es liegt seit 1973 inzwischen in 4. Auflage vor und will Theologen, Katecheten und Bibellesern helfen, über knappe Stichwortartikel zu einem besseren Verständnis der biblischen Texte zu kommen. Jeder Artikel ist vierfach gegliedert: Darstellung des Phänomens und seines Gebrauchs 1. in der biblischen Umwelt, 2. im Rahmen des AT, 3. des NT und schließlich 4. seine Wirkungsgeschichte bei Kirchenvätern, in Literatur und Kunst. Ein umfängliches Register für Bild- und Symbolbedeutungen in Einzelmotiven erweist sich als überaus hilfreich für eine rasche und knappe Information.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Wörterbuch steht das anfangs erwähnte, weiterführende Werk *Lurkers* „*Die Botschaft der Symbole in Mythen, Kulturen und Religionen*“. Es ist gleichsam „Fundament und Krone“ seines Lebenswerkes im Dienst an dieser heilenden und Heil erschließenden „Welt“.

Was Lurker am Ende der Einführung in seinem Wörterbuch schreibt, ist im Sinne der „Variation desselben“ auch das Anliegen Pater Kentenichs und seiner Gründung der Schönstatt-Bewegung, in der die Welt der Symbole zur Entfaltung menschlich-geistlichen Lebens eine so große Rolle spielt. Lurker schreibt: „In dem Spannungsfeld der biblischen Bilder und Symbole, in ihrem Zusammenwurf von Zeit und Ewigkeit, zeigt sich die Einheit und Ganzheit des Seins, in dem der Mensch das Maß der Dinge ist (vgl. Offb 21,17) – das Urmaß, das Urbild aber ruht in Gott“ (22). Und dann zitiert er Angelus Silesius:

„Wenn du den Schöpfer hast, so läuft dir alles nach,
Mensch, Engel, Sonn und Mond, Luft, Feuer, Erd und Bach.“

Gaetano Benedetti/Udo Rauchfleisch (Hrsg.): *Welt der Symbole. Interdisziplinäre Aspekte des Symbolverständnisses*, (Vandenhoeck & Ruprecht) Göttingen, ²1989, 253 S., 35,- DM

Otto Betz: *Elementare Symbole. Zur tieferen Wahrnehmung des Lebens*, (Herder) Freiburg ³1990, 160 S., 21,80 DM

Gérard de Champeaux/Dom Sébastien Sterckx: *Einführung in die Welt der Symbole*, (Zodiaque/Echter) Würzburg 1990, 492 S., 98,- DM

Dorothea Forstner/Renate Becker: *Neues Lexikon christlicher Symbole*, (Tyrolia) Innsbruck – Wien 1991, 436 S., 88,- DM

Ursula Früchtel: *Mit der Bibel Symbole entdecken*, (Vandenhoeck & Ruprecht) Göttingen, 573 S., 86,- DM

Valentin Hertle, Margot Saller, Ralph Sauer (Hrsg.): *Spuren entdecken. Zum Umgang mit Symbolen*, (Kösel) München 1987, 239 S., 26,80 DM

- Informationszentrum Berufe der Kirche: Glaubenszeichen –
 I. *Romano Guardini*: Von heiligen Zeichen
 II. *Josef Pieper*: Zeichen und Symbol als Sprache des christlichen Glaubens.
 Freiburg 1988, 80 S., 16,- DM (nur über das IBK Freiburg und die Diözesanstellen, nicht im Buchhandel erhältlich)
- H. Kirchhoff* (Hrsg.): Ursymbole und ihre Bedeutung für die religiöse Erziehung, (Kösel) München 1991, 152 S., 19,80 DM
- Manfred Lurker*: Die Botschaft der Symbole in Mythen, Kulturen und Religionen, (Kösel) 1990, 344 S., 48,- DM
- Manfred Lurker*: Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole, (Kösel) München 1990, 505 S., 48,- DM
- Gerd Heinz-Mohr*: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst, (Herder/Spektrum) Freiburg 1991, 350 S., 19,80 DM
- Alfons Rosenberg*: Ursymbole und ihre Wandlung. Einführung in das Symbolverständnis, (Herder) Freiburg 1992, 143 S., 19,80 DM (Neuausgabe des 1984 erschienenen Herder-Taschenbuches Nr. 1033 „Einführung in das Symbolverständnis“).

Barbara Albrecht

„Jedes gesunde Zeitalter lebt von der Symbolsprache und vom symbolhaften Denken. Ungesund repräsentiert sich eine Zeit in dem Ausmaße, als sie abstrakt denkt und abstrakt spricht. Unsere Kirche könnten wir uns ohne Symbolhaftigkeit und Symbolfreude nicht denken.“

(Pater J. Kentenich)

BUCHBESPRECHUNGEN

DAS KATHOLISCHE APOSTOLAT VINZENZ PALLOTTIS. Dieser Sammelband enthält die Beiträge eines internationalen Symposions, das aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums der Pallottiner in Deutschland (1892-1992) an der Theologischen Hochschule in Schönstatt stattgefunden hat. Es befaßt sich interessanterweise nicht hauptsächlich mit der Geschichte der Pallottiner in Deutschland – nur P. Rheinbay geht überblickmäßig darauf ein (14-30) –, sondern stellt sich vor allem die Frage nach dem „Urcharisma“ Vinzenz Pallottis und seinem Weiterwirken. Es ist instruktiv zu sehen, daß heute offenbar vor allem in Polen die Idee lebendig ist und das Wirken der Pallottiner und Pallottinerinnen inspiriert (s. die Referate der beiden Schwestern A. Podlezanska und M. Włodarczyk 134-151). Auch die Frage der Rechtsfähigkeit eines solchen Gebildes, wie es Pallotti vorschwebte, wird kompetent behandelt (H. Socha 116-132; vgl. auch die Vorschläge von J. Wierzba 42-47, der die Vereinigung Pallottis als Vorläufer der heutigen kirchlichen Bewegungen sieht und entsprechende Strukturen wünscht). In einer Empfehlung des Symposions wird gebeten, daß bald die Arbeit an einem möglichen Statut aufgenommen werden soll (165).

Der Schwerpunkt des Symposions liegt bei der Frage nach der *Ur- und Grundidee Pallottis* (bzw. seinem „Urcharisma“), wie sie sich vor allem in den Jahren 1835-1839 herauskristallisiert hat (32-103). Die erste Empfehlung lautet denn auch: „Wir sind der Meinung, daß das Ursprungscharisma V. Pallottis in den Schriften 1835-1839 am deutlichsten aufscheint. Deshalb sollte diese Phase als Modell für die künftige Entwicklung des Gesamtwerkes dienen.“ Den Hintergrund der Fragestellung bildet dabei die Forderung des II. Vatikanums an die religiösen Gemeinschaften, sich auf den Geist des Ursprungs neu zu besinnen und die entsprechenden Bemühungen der pallottinischen Gemeinschaften in den letzten Jahren, besonders seit dem Generalkapitel 1992. Die kritische Ausgabe der Werke Pallottis (*Opere complete*, 12 Bde 1964-1985, noch ohne den Briefwechsel) hilft dabei, manche Entwicklungen neu zu bewerten.

Der historischen Frage nach dem Verhältnis der „Vereinigung des Katholischen Apostolates“ („Società dell'Apostolato Cattolico“) und der Priester- und Brüdergemeinschaft der Pallottiner gehen zwei Referate nach: B. Bayer „Die Entstehung der Vereinigung des Katholischen Apostolates“ und P. Rheinbay „Als seiest Du selbst der Gründer“ – Die Entwicklung der Priester- und Brüdergemeinschaft im Gesamtwerk Vinzenz Pallottis“ (76-103). Es scheint, daß sich unter den Forschern ein Konsens herausgebildet hat, daß das „kongregationalistische Leitbild“ (A. Falter) überwunden ist, wonach die Kongregation der Pallottiner das Zentrum wäre, dem ein apostolisches Außenwerk angegliedert ist: „Nach Pallottis Willen hat die Kongregation als Pars Centralis den Existenzgrund nicht in sich, sondern nur im Hinblick auf die Gesellschaft, deren Seele sie sein soll“ (Bayer 69). Bekanntlich wurde 1854 der ursprüngliche Name „Katholisches Apostolat“ verboten, und mit ihm ist auch die Uridee verblaßt. Von daher ist verständlich, daß es bis heute eine Schwierigkeit der Terminologie gibt (vgl. 69 f. und 80 f.); die Benennung des Gesamtwerkes als „Vereinigung (unio) des Katholischen Apostolates“ scheint noch nicht der letzte Schritt zu sein. Die Empfehlung 2 lautet denn auch: „Die Gesamtgründung sollte – nach notwendiger Bewußtseinsbildung – den ursprünglichen Namen Società dell'Apostolato Cattolico zurück-erhalten. Die Teilgemeinschaften sollten in ihrem Namen zum Ausdruck bringen, daß sie Teile eines umfassenderen Ganzen sind.“ Hinter solchen historischen Fragen stehen natürlich immer auch heutige: wie läßt sich die Uridee Pallottis unter den heutigen Gegebenheiten verwirklichen? J. Wierzba sieht z. B. „V. Pallotti als Vorläufer der heutigen kirchlichen Bewegungen“ (32-47, gestützt auf seine römische Dissertation).

Hier spielen natürlich auch alle geschichtlichen Entwicklungen mit und um Schönstatt mit herein. Der Rezensent ist in die Schule Pallottis und Schönstatts gegangen. Es ist verständlich, daß er deshalb auch besonders auf die Aussagen bezüglich Schönstatts achtet. In Schönstatt lebt ja nicht nur der (Welt-)Apostolatsgedanke Pallottis wei-

ter, Pater Kentenich hat vielmehr 1916 unter ausdrücklicher Berufung auf die charismatische Gründergestalt Pallottis dessen Idee eines Zusammenschlusses aller apostolischen Kräfte in der Kirche als Zielsetzung in sein Werk übernommen. In den schmerzlichen Auseinandersetzungen der vergangenen Jahrzehnte ging es ihm gerade auch um die Klärung der pallottischen Uridee. Es ist verständlich, daß die Sicht Pater Kentenichs in dem vorliegenden Band nicht ausführlich zur Sprache kommt. Immerhin wird von drei Referenten ausdrücklich Schönstatt im Zusammenhang der Auswirkungen des pallottischen Urcharismas erwähnt (Rheinbay 24 ff.; Bayer 72; Hamm 158). Das Bemühen, die pallottinische Sicht der geschichtlichen Vorgänge ehrlich und sachlich wiederzugeben, ist besonders anzuerkennen. Es ist zu wünschen, daß in nicht allzuferner Zukunft Experten von beiden Seiten versuchen sollten, eine sachgemäße Klärung der strittigen Punkte und Perspektiven zu erarbeiten. Das Bewußtsein der gemeinsamen Wurzeln und die Überzeugung, an der Verwirklichung einer charismatischen Sendung für die Kirche der Zukunft zu arbeiten, sollte zu immer neuen Anstrengungen motivieren. Der vorliegende Band kann für solches Mühen gerade auch für Schönstatt wertvolles Material und neue Denkanstöße vermitteln.

*Die „Vereinigung des Katholischen Apostolates“
Vinzenz Pallottis, Idee – Geschichte – Gestalt.
Hrsg. Manfred Probst und Hubert Socha. Lim-
burg 1993, 166 S., 24,80 DM*

Paul Zingg

HANS URS VON BALTHASAR. Nach der ersten Gesamtwürdigung des großen Theologen durch ein internationales Autorengremium (H.U.v.B. – Gestalt und Werk, hrsg. von K. Lehmann und W. Kasper, s. die Besprechung REGNUM 1/1990), liegt nun die erste Monographie über ihn vor – eine Übersetzung! Denn der Verfasser ist nicht etwa jemand aus dem deutschsprachigen Raum, sondern der Italiener Elio Guerriero, ein Freund und exzellenter Kenner des gewaltigen Werkes von Balthasars. Er ist langjähriger Mitarbeiter der italienischen Ausgabe der Internationalen kath. Zeitschrift „Communio“, Vf. eigener Bücher und maßgeblich

an der Herausgabe der italienischen Gesamtausgabe der Werke Balthasars beteiligt. Von vornherein dürfte klar sein: Nur jemand mit solchen Voraussetzungen konnte es überhaupt wagen, diese Monographie zu schreiben. Und das Wagnis ist offensichtlich gelungen, weil Guerriero sich von Anfang an von der Eigenart und dem Anliegen Balthasars hat leiten lassen: die Person muß hinter dem Auftrag, ihrer von Gott erhaltenen Sendung, zurücktreten.

Was wir (auch mit Hilfe einiger weniger Fotos) über Balthasar persönlich erfahren: über seine Vorfahren, die Beziehung zu den Eltern und Freunden, die Schulzeit, das Germanistikstudium, die innere, bis zuletzt lebendige Begegnung mit Goethe und mit der Musik (vor allem Mozart!), Balthasars Berufungserlebnis, Priesterweihe und Einsatz als Jesuit ... – alles ist wichtig. Doch kommt das alles in seinem Einfluß auf das Ganze von Gestalt und Werk eher nüchtern und verhalten zum Ausdruck, so daß man merkt: es geht immer um Größeres. Balthasar muß in und hinter seinem Werk gesucht werden, in dem seine Persönlichkeit zugleich aufleuchtet und im Dienst dessen verschwindet, was ihm allein wichtig war: der je größere Gott, das Mysterium der trinitarischen Liebesgemeinschaft, die Sendung des Sohnes, die Herrlichkeit in der verborgenen und offenbaren Gestalt von Kreuz, Hölle und Auferstehungsgeschehen, und schließlich das Werk des Heiligen Geistes, die Kirche in marianischer Prägung und der Ausblick auf das, was wir am Ende erhoffen dürfen: die Gemeinschaft der Heiligen in der Anbetung der dreifaltigen göttlichen Liebe.

In den aufs äußerste gestrafften Überblick über Balthasars theologisch-spiritueller und literarisches Werk, das er aus den Seinstranszendentalien des Schönen, Guten und Wahren entfaltet hat, ist behutsam die für Leben und Werk Balthasars entscheidende Begegnung mit Adrienne von Speyr eingewoben. Daß er ihr, ihren theologisch-mystischen Einsichten und Erfahrungen und ihren – ihm diktierten und von ihm herausgegebenen – Büchern (zumeist betrachtend-kontemplativen Inhalts) Wesentliches verdankt und man ihre und seine Sendung nicht trennen kann, hat Balthasar nicht nur selber wiederholt ausdrücklich betont. Es wird auch in der Darstellung Guerrieros überzeugend deutlich.

Weniger erkennbar wird darin allerdings die Doppelsendung im Blick auf die Gründung der Johannesgemeinschaft, jenes Säkularinstitutes aus Laien (Frauen und Männern) und Priestern, dem als ihrem „Kind“ die ganze Liebe beider galt. In ihm soll die theologisch-spirituelle Gestalt des Werkes beider gleichsam „inkarniert“ sein, um für die Kirche und als Kirche in der Welt fruchtbar werden zu können.

Dankbar zu begrüßen ist der *Anhang*, in dem einige wichtige Dokumente zu finden sind, die Balthasar selbst, seine Freunde H. de Lubac und K. Barth, und – fordernd und heute aktueller denn je – „die Idee eines katholischen Verlags“ betreffen. Besonders bewegend und die innere Gestalt Balthasars erhellend sind die wenigen Seiten „Warum ich Priester wurde“ und sein „Abschiedsbrief an die Gesellschaft Jesu“ (1950).

Am dichtesten und prophetisch auf die Sendung der Kirche für das dritte Jahrtausend hinweisend aber hat Balthasar seinen eigenen Beitrag dazu skizziert in der kurzen Dankansprache anlässlich der Verleihung des Wolfgang Amadeus Mozart-Preises 1987 in Innsbruck. Darin heißt es im Sinne einer Diagnose und anschließenden Therapie: „Die Theologie, wie sie sich darbot, kam mir wie ein baufälliger Barockpalast vor. Einmal hatten die Termiten der modernen Exegese so viele Balken angefressen, daß die Dogmatiker Angst bekamen, länger darunter zu wohnen. Dann aber hatten die zertrennten Traktätchen, in die man den Inhalt des Wortes Gottes zerlegt hatte, dem Ganzen jede Gestalt genommen ...: Materialien in Fülle, bloß keine erkennbare Gestalt ...

Also Neubauen, so daß aus dem ‚alten Wahren‘ eine einheitlich faßbare Gestalt ersteht, und zwar eine so organische, daß jedes Glied alle andern fordert, die Fülle Zeugnis gibt von der unzerteilbaren Einheit...

Gerne verwende ich das Bild einer Statue, die, wenn sie gute Plastik ist, umschritten werden muß, um bei jedem Schritt eine neue Sicht zu bieten und dabei doch immer das gleiche Gebilde zu bleiben“ (422 f.).

Was Balthasar hier selber zum „organischen Denken“ und kurz zuvor von seinem „synthetischen Blick“ als dem „Erblicken-, Werten- und Deutenkönnen einer Gestalt“ (420) sagt, sowie sein angesichts der „heute üblichen, für die Catholica tödlichen“ Zertrennung von Pneuma und Institution“

(380) in aller Schärfe geführter Kampf –, alles erweist sich als deutliche Brücke sowohl zum „perspektivischen Blick“ des Gründers Schönstatts und zu dessen kämpferischem Lebenseinsatz für ein „organisches Denken und Leben aus dem Glauben“ als auch zum Suchen und Finden der je persönlichen und gemeinschaftlichen Gestalt im Sinne des „persönlichen“ und „Gemeinschafts-Ideals“. Diese und andere Ausdrücke würde Balthasar ablehnen. Aber das Gemeinte ist nahe bei dem, was er selbst einmal so ausgedrückt hat: „Von keiner Seite ist heute das Christliche aus dem Spannungsfeld herauszulösen: ist es nicht universal (katholisch) erheblich, so fällt es, mit all seinen Ansprüchen ... auf den Düngerhaufen der religiösen Abfälle. Aber um universal erheblich zu sein, muß es gerade gegenüber dem Jedermannshorizont etwas Besonderes, Bestimmtes, Einmaliges sein“ (381).

„Die Wahrheit ist symphonisch“ – diesem das Gesamtwerk Balthasars charakterisierenden Buchtitel und dem, was der Vf. über dessen „symphonische Theologie“ (372) und ihre literarischen Zuflüsse (375) sagt, entspricht im theologisch-spirituell-pädagogischen Bereich das Grundanliegen Pater Kentenichs. Und beide waren, was Bischof E. Corecco von Balthasar gesagt hat: „eine von Eifer erfüllte prophetische Gestalt“ (395). Darum könnte ein unvoreingenommener Blick auf das Gesamtwerk beider – trotz aller Unterschiedlichkeit – die „symphonische Wahrheit“ bei beiden erkennen und für die Kirche mitten in der Welt am Übergang vom zweiten zum dritten Jahrtausend ihrer Geschichte fruchtbar werden lassen. Sie hätte diese Hilfe nötig!

Guerrieros Balthasar-Monographie war in Italien unter dem Titel „Erste Biographie des Theologen des Schönen“ schon bald vergriffen. Es wäre zu wünschen, daß sich auch für die deutsche Übersetzung viele Leser finden. Ein dichterer Gesamtüberblick im Sinne einer auch für den Nichttheologen lesbaren und verstehbaren Hinführung zur Person und zum Werk Hans Urs von Balthasars ist kaum denkbar.

Elio Guerriero: Hans Urs von Balthasar. Eine Monographie. Deutsche Ausgabe. (Johannes) Einsiedeln, Freiburg 1993, 438 S., 48,- DM

Barbara Albrecht

WEIHNACHTEN – EIN MYTHOS? Es ist eine Freude, daß das kleine Bändchen des Wiener Weihbischofs wieder greifbar ist. Es ist eine echte Hilfe zum tieferen Eindringen in das Geheimnis der Menschwerdung Gottes, gerade in der geistigen Luft von heute. Sein eigentlicher Fragepunkt heißt: Mythos oder Wirklichkeit, poetisch-bildhafte oder buchstäblich wahre Aussage? Seit der ersten Auflage von 1983 ist die Problematik durch das Werk und die Wirkung von E. Dreyermann neu virulent geworden. Für seine Grundthese beruft sich Schönborn auf den englischen Schriftsteller C. S. Lewis, der es

seinen theologischen Meditationen aufzuweisen, daß im Weihnachtsgeheimnis ein Menschheitsmythos Wirklichkeit geworden ist. „Er ist vom Himmel herabgestiegen“, „Geboren aus der Jungfrau Maria“, „Er ist Mensch geworden“ – die Meditationen umkreisen die Kernaussagen des Credo. Besonders die mittlere und längste läßt die gläubige Schau des Verfassers spüren und ist eine wirkliche Hilfe, sich im Dickicht der heutigen Diskussion um die Jungfrauengeburt in Einklang mit der Tradition der Kirche zurechtzufinden.

Das Anliegen des Verfassers wird deutlich:

INHALTSVERZEICHNIS

I. ZEICHEN DER ZEIT

Boll, G. M.: Unsere Hoffnung weitergeben Heft (2) 49
 -: Traum einer neuen Kirche (3) 97
 -: Selbstverwirklichung (4) 145

II. ABHANDLUNGEN

.: Schönstatt und Pallotti (1) 1
Astell, Ann W.: Feminismus und Krönung Mariens (2) 52
Bausenbart, Guido: Zum schönstättischen Werkzeugsgedanken (1) 27
Boll, Günther M.: Weltnahe Spiritualität (1) 8
Errázuriz, Francisco Javier: Die Orden in einer geschwisterlichen Kirche (4) 148
Grill, Rudolf Chrysostomus: Serbischer Messianismus (3) 111
King, Herbert: Was sage ich, wenn ich „Maria“ sage? (3) 119
Mohr, Daniela: Der Heilige Geist und die Frauen (2) 61
Niehaus, Jonathan: Heimatlosigkeit und Beheimatung (1) 17
Sill, Bernhard: Das Gewissen (3) 99
Zingg, Paul: Vinzenz Pallotti, Visionär einer erneuerten Kirche (4) 159

III. SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Birkenmaier, Rainer: Binde mich, Herr! (1) 35
 -: Felix culpa? (2) 75
 -: Wachstumsstufen der Marienliebe (3) 131
 -: Ein marianischer Heilungsweg: Immaculata heute (4) 166

IV. SCHÖNSTATT INTERNATIONAL

Niehaus, Jonathan: Schönstatt in den USA (1) 38
Dias, Carlos Cox: Schönstatt in Mexiko (2) 79
Humperdinck, M. Evamaris: Schw. M. Emilie Engel (3) 135
Klein, Josef Maria: Josef Engling – Mitgründer Schönstatts ... (4) 170

V. LITERATURBERICHT

- Boll, Günther M.*: Heilende Seelsorge (2) 85
Albrecht, Barbara: Symbole (4) 176

VI. BUCHBESPRECHUNGEN

- Berglar, P.*: Petrus (M. Gerwing) (1) 44
Geißler, H.: Gewissen und Wahrheit bei J.H. Newman
(O. Amberger) (1) 47
Guerrero, E.: Hans Urs von Balthasar (B. Albrecht) (4) 190
Holtz, L.: Geschichte des Ordenslebens (B. Albrecht) (1) 45
Hünemann, P./Scannone J. C. (Hrsg.): Lateinamerika und die
kath. Soziallehre (H. Schlosser) (3) 142
Kehl, M.: Die Kirche (B. Albrecht) (2) 93
Menke, K.-H.: Stellvertretung (B. Albrecht) (1) 42
Propst, M./Socha, H. (Hrsg.): Die „Vereinigung des Kath.
Apostolates“ V. Pallottis (P. Zingg) (4) 189
Schönborn, Ch.: Weihnacht. Mythos wird Wirklichkeit
(G.M. Boll) (4) 192
Wiedenhofer, S.: Katholisches Kirchenverständnis (B. Albrecht) (2) 93

